Pr.
55

Th. pr. 1255 w.

Weber

562

<36605033010018

<36605033010018

Bayer. Staatsbibliothek S

Ph. pr. 1255 w.

Weber

562

<36605033010018

<36605033010018

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ueber und gegen
die
Langeweile.

Zur
Kunst und Kenntniß des Lebens.

Von

H. B. v. Weber.

Tübingen,
bei Heinrich Laupp.
1826.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Wenn die Langeweile ein fast überall einheimischer Plagegeist und vorzüglich ein Plagegeist unserer neueren Culturwelt ist, wenn sie als solcher den Menschen bald niederdrückt und lähmt, bald aufschreckt und fortstößt zu neuer Thätigkeit, bald Schlimmes, bald Gutes bewirkt, immer aber einen vielfachen und gewaltigen Einfluß behauptet auf das äußere und innere Menschenleben; so kann sie ohne Zweifel auch kein unwichtiger Gegenstand der Betrachtung — nicht blos für den Philosophen, sondern für jeden Gebildeten und Denkenden überhaupt seyn. Ihr Wesen, ihre mancherlei Entstehungsgrün-

de, ihre Einwirkungen auf das leibliche und geistige Leben des Menschen, die Art und Kunst sie zu vertreiben oder zu ertragen und andere verwandte Untersuchungen machen eben soviele Aufgaben und interessante Abschnitte des Ganzen aus.

Dieses Ganze soll nun die vorliegende Schrift liefern. Wenigstens ist ihre Tendenz die: ein nach solchen Gesichtspunkten und in diesem Umfange — soviel der Verfasser weiß — bisher noch unbearbeitetes Thema der Menschenkunde und Lebenskunst näher zu erörtern, und, vornämlich zum Behufe der lezteren, möglichst klar und genau nach seinen verschiedenen Seiten zu beleuchten.

Der Verfasser hat dabei zwar Manches aus Anderer Schriften geschöpft; doch aber das Meiste aus eigener Erfahrung und Reflexion, und insbesondere aus fortgesezter besonnener Selbstbeobachtung, dieser reinsten und reichsten Quelle psychologischer, sowie philosophischer Erkenntnisse überhaupt.

Schon seit mehreren Jahren trug er auf diesem Wege in heitern Mußestunden die Materialien zu dieser Schrift zusammen; weil ihn, obgleich er selbst von der langen Weile bis jezt nur wenig und in den Stunden der Einsamkeit immer am wenigsten geplagt worden, der Gegenstand doch bei der so wichtigen Rolle, die derselbe im Menschenleben spielt, frühzeitig zum Nachdenken über seine Gründe und Wirkungen aufgefordert hat. Und die Stunden, die der Verfasser nun neuerlich auf die Bearbeitung des Werkes aus jenen Materialien verwandte, gehören in Wahrheit auch nicht zu den unangenehmen oder langweiligen seines Lebens. Schreibend über und gegen die Langeweile kommt man so leicht in eine Stimmung, die uns über gar mancherlei Leerheiten und Erbärmlichkeiten des Alltagslebens tröstet und erhebt.

Möge sich jezt nur auch der geneigte Leser bei der Schrift nicht langweilen (wozu ihm etwa der Titel und erste Abschnitt derselben, hoffentlich aber nicht das Ganze Anlaß geben

dürfte), vielmehr durch solche sich über eigene und Anderer Langeweile heilsam aufgeklärt und erhoben finden.

Tübingen, im Spätjahre 1825.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. In wiefern wird uns die Zeit überhaupt kurz oder lang? 1

II. Nähere Betrachtung der langen Weile . . . 14

III. Verschiedene Arten der langen Weile — nach Verschiedenheit der Veranlassungen und Individuen . 41

IV. Verschiedenheit des Ertragens der langen Weile oder des Strebens dagegen — nach Verschiedenheit der Individuen 75

V. Vom rechten Gebrauche der Einsamkeit und Einbildungs-Kraft — zum Schutze gegen lange Weile 94

VI. Vom gesellschaftlichen Umgange; von lang- und kurzweiliger Conversation 134

VII. Von unserem Culturleben, als einem vorzüglichen Erregungs- und Beförderungs-Mittel der langen Weile 180

Seite.

VIII. Versöhnungs-Lehre; oder Ansicht der langen Weile von ihrer nützlichen Seite . . . 204

IX. Philosophie der langen Weile; oder von der Kunst, am leichtesten mit ihr fertig zu werden . . 223

I.

Inwiefern wird uns die Zeit überhaupt kurz oder lang?

Raum und Zeit sind, wie die Philosophie näher erweiset, die reinen Formen unserer sinnlichen Anschauungen, die allgemeinen Bedingungen, unter welchen sich uns die Sinnen- oder Erscheinungs-Welt offenbart. Alle äußeren Erscheinungen fallen in den Raum; das heißt: wir vermögen das Mannichfaltige der Außenwelt nicht anders, als außer- und nebeneinander anzuschauen. Dieses Außer- und Nebeneinanderseyn findet aber auch nur bei den äußeren Erscheinungen statt; und somit ist die Form des Raums blos auf die Anschauungen unserer äußeren Sinne beschränkt.

Alle inneren Anschauungen fallen dagegen in die Zeit; das heißt: sie reihen und ordnen sich an einander nach den einzelnen Bestimmungen unseres Gemüths. Die Zeit ist so die Form der Anschauungen unseres innern Sinnes, oder die Bedingung der Wahrnehmung unserer eigenen Gemüthszustände. Sie bestimmt das Verhältniß der Aufeinanderfolge der Vorstellungen in unserer Seele, und ist insofern auch bedingend für die Wahrnehmung aller Erschei-

nungen, der äußeren, wie der unseres Innern. Die inneren Erscheinungen, als Bestimmungen oder Veränderungen unseres Gemüths, sind übrigens auch bedingt durch die Vorstellungen von dem, was uns die Außenwelt darbietet; folglich bestimmen die äußeren Erscheinungen auch die inneren, und modificiren so auch unseren Gemüthszustand. Andern Theils aber kommen jene äußeren Erscheinungen insgesammt nicht anders, als eben durch unsere Vorstellung oder durch die Bestimmung unseres Gemüths zum Bewußtseyn; und dieses Aufnehmen in unser Bewußtseyn kann nur nach und nach, d. i. in der Zeit geschehen.

Alle unsere Vorstellungen und Wahrnehmungen fallen daher in die Zeit. Die Zeit überhaupt können wir uns aber nicht anders denken, als unter dem Bilde einer fortlaufenden Linie, welche wir selbst in Gedanken ziehen. Die Zeit ist solchergestalt nur eine; eine in unsern Gedanken ins Unendliche fortlaufende Dimension; und verschiedene Zeiten sind nur durch den Begriff gesonderte Theile einer und derselben Zeit überhaupt.

Sie ist aber an und für sich, d. h. getrennt vom vorstellenden Subjekte gedacht, nichts, hat keine Realität für sich, sondern nur in so fern Bedeutung, als sie die formale Bedingung ist, unter welcher sich uns die äußere und innere Erscheinungswelt offenbaret.

Da sie somit nichts Reales für sich ist, so läßt

sie sich auch eigentlich oder an sich nicht abtheilen in mehrere Arten, wie dieß gleichwohl im gemeinen Leben zu geschehen pflegt. Denn so spricht man ja täglich von einer bösen und guten, traurigen und fröhlichen, kurzen und langen Zeit. Hier wird dann die Zeit wie als ein für sich Bestehendes betrachtet, und mittelst einer gemeinen Verwechselung für diejenigen Gemüthszustände genommen, welche nun gerade in diesen oder jenen Zeit-Abschnitt fallen.

Die Zeit, als eine ins Unendliche fortlaufende Linie, läßt sich also nur in subjektiver Hinsicht abtheilen, nämlich nur nach Maasgabe der Empfindungen und Vorstellungen, womit wir einen gewißen Theil der Zeitlinie für uns beschreiben.

Wir können daher eigentlich nie sagen: Die Zeit ist kurz oder lang; sondern nur: sie wird uns kurz oder lang, je nachdem unsere Empfindungen und Vorstellungen mehr oder weniger, angenehmer oder unangenehmer einen gewißen Zeittheil erfüllen, welchen wir dann hiernach abmessen. Als subjektive Bedingung des innern Sinnes bezieht sich so die Zeit zunächst auf das besondere Subjekt, welches von ihr spricht, und sie nach seinen Vorstellungen abmißt; und diese Abmessung ist eben deßhalb nur relativ.

Unter Vorstellungen verstehe ich hier überhaupt die veränderlichen Bestimmungen unserer Seele, die ohne dieselben eine blos bestimmbare, aber

inhaltsleere Form in der Einheit des Selbstbewußtseyns darbieten würde. Diese Vorstellungen von irgend einem Etwas (Objektiven) in uns oder außer uns, wodurch die Seele bestimmt oder in ihrem Zustande verändert wird, können nun aber, wie schon bemerkt worden, nur nach und nach, d. h. in der Zeit von unserem innern Sinne aufgefaßt werden. Und darum gelten dann auch die Worte: Zeitliches und Veränderliches für gleichbedeutend; darum scheint uns die Zeit, gleich als ob sie selbst etwas Wirkliches wäre, kürzer oder länger zu seyn, je nachdem in derselben viele oder wenige Vorstellungen unsere Seele erfüllen und unsern innern Sinn afficiren. Denn je mehr Vorstellungen in einem Zeittheile in uns auf einander folgen und sich an einander reihen; desto mehr Erregung und Leben gehet unserm innern Sinne zu, desto mehr wird damit jener Zeittheil für uns ausgefüllt, und desto kürzer erscheint uns nun derselbe.

Die Vorstellungen, wodurch somit unser innerer Sinn stets neu afficirt und von uns der Zeitlauf beschrieben und abgemessen wird, begreifen aber in dem obengedachten weiten Sinne, worin wir den Ausdruck nehmen, alle und jede Bestimmungen der Seele — im Erkennen, Fühlen und Wollen — unter sich. Je aufgeregter daher unsere Seele überhaupt nach diesen verschiedenen Richtungen hin ist, desto

schneller wird sie auch den Zeitlauf beschreiben, desto kürzer wird ihr die Zeit überhaupt werden. Müßiggang und Langeweile sind so im Leben meistentheils beisammen; und während dem Vielthätigen die Horen leichtfüßig vorübertanzen, drückt die Zeit mit Bleigewichten auf die Tage des Faulen.

Hier haben wir den allgemeinen Entstehungsgrund der langen Weile, nämlich Druck und Trägheit des Lebens aus Mangel oder Schwäche individueller Thätigkeitskraft und ihres Gebrauchs. Je mehr Thätigkeitskraft, je mehr Spiel und Uebung derselben, desto weniger lange Weile; und so umgekehrt. Dieses äußerst wohlthätige Natur-Gesetz hängt mit dem innersten Wesen unseres Lebens und den Zwecken des menschlichen Lebens überhaupt genau zusammen. Denn wir leben nur, insofern wir wirken und damit wir wirken; und wir sollen nicht leben, um nur zu genießen, sondern nur genießen, um zu leben, d. h. stets neu wirken zu können.

Nur Thätigkeit, Entwickelung und Uebung unserer Kräfte giebt und macht Leben, dehnet und füllet den inneren Sinn aus, und erfüllt damit unsere Zeit. Je mehr wir unsere Kräfte in Evolution und Uebung setzen, desto mehr leben wir intensiv; und nur das intensive Leben ist es eigentlich, welches von einem empfindenden und denkenden Wesen, wie der Mensch, beachtet und geschäzt zu werden verdient. Die äußere

Berechnung nach Altersjahren ist, obgleich die gewöhnliche, doch eine blos physische Ansicht, wonach freilich Mancher ungleich mehr gelebt haben will, sobald er einmal sechszig oder siebenzig Jahre zählt, als der Vierziger, der vielleicht in jedem Jahre soviel Denken und Thun bei sich summiren kann, wie jener kaum alle Schaltjahr. Nicht mehr das Leben, sondern nur die Jahre des Lebens berechnet nun unser Siebenziger; was kümmert aber diese Bauern-Kalender-Rechnung den kraftvollen Dreißiger oder Vierziger; was kümmert es diesen bei seinem muntern, thätigen Lebensgange, bei seinem ungehemmten Fortwirken, ob er im nächsten Jahre noch lebe? Heute lebt er; dieß weiß er gewiß, weil er heute noch munter fortwirket auf seiner Bahn; und so wird er auch morgen leben und wirken und so forthin, solange es ihm fortzuwirken vergönnt ist.

Damit soll inzwischen nichts weiter, als der Gegensatz der gemeinen Ansicht ausgesprochen und empfohlen werden. Denn nur dieser Gegensatz enthält, wie kaum zu bezweifeln, die wahre Ansicht der Sache, die wahre Einsicht in die Zeit und das Leben, sofern dieses überhaupt einen Zweck und Werth haben kann für den Menschen.

Die Langeweile kann demnach nichts Anders seyn, als das Produkt unsers geringen intensiven Lebens; ein Analogon des Schlafes und Todes, das

darum in seiner höchsten Steigerung, als totaler Lebensekel, bisweilen den Tod selbst gewaltsam herbeizieht. Darum spricht man auch von tödtlicher Langweile, vom Langweilen bis zum Tod.

So widerspricht denn die Langeweile geradezu dem eigentlichen und wahren Leben, das sich selbst zu erhalten strebt, oder, genauer ausgedrückt, dem Naturtriebe des muntern Lebensgefühls, das nur aus Thätigkeit entspringt.

Alles Gefühl der Lust läßt sich nämlich auf freie Lebensthätigkeit, als sein Princip zurückführen; so wie alles Gefühl von Unlust aus der Hemmung und Verminderung unserer Lebensthätigkeit hervorgeht. Die Lebensthätigkeit ist aber um so größer und reiner, und folglich auch ihr Produkt — das angenehme Lebensgefühl, je mehr und angemessener unsere thätigen Kräfte in Spiel und Uebung gesezt werden.

Das thätige Spiel unserer Kräfte muß als das Fundament aller angenehmen Gefühle, als die Quelle jedes Vergnügens überhaupt betrachtet werden. Aber diese Thätigkeit unserer Kräfte kann sehr verschieden seyn in Ansehung der Art und des Grades; sie kann, unrichtig angewandt, statt der Lust sogar Unlust hervorbringen. — Wie kommt dieß nun, oder was heißt richtige Anwendung der Thätigkeit? Eine richtige Thätigkeit, aus welcher ein Lustgefühl ent-

springen soll, muß der Natur und dem Umfange der in Spiel gesezten Kraft angemessen seyn, somit weder der durch die ursprüngliche Anlage oder spätere Bildung bestimmten Richtung der Kraft entgegenwirken, noch dieselbe über ihre Schranken hinaus anstrengen wollen. Also Uebung und Entwickelung der Kraft aus und zufolge ihrer eigenthümlichen Natur! — Das Gegentheil, d. h. eine verkehrte oder übergroße Anstrengung kann die Kraft nicht erweitern, noch stärken, sondern hemmt sie und stumpft sie ab; und daraus entspringt dann nothwendig ein unbehagliches, verdrossenes Gefühl, ein Gefühl der Beschränktheit und Abgestumpftheit unseres Wesens. Auch der vielkräftige und eminente Geist fühlt darum eine solche Verdrossenheit nicht selten, ja wohl noch öfter, als der Alltagsmensch, weil gerade er im Gebrauche seiner Kräfte öfters zu ungestümm verfährt und die Schranken seiner Natur mit Gewalt durchbrechen möchte.

Nur Diejenigen, welche von diesen äussersten Schranken nichts inne werden, weil sie nie bis dahin den Aufschwung nehmen und ankämpfen, und sich folglich auch in keinen Fesseln fühlen, pflegen alsdann über die üble Laune jener ausgezeichneten Geister sich gewaltig zu wundern. Sie finden diese Laune unbegreiflich, weil sie von deren Quelle selbst keinen Begriff haben.

Das bemerkte Gesetz angemessener Thätigkeit gilt aber von allen unsern Kräften, den körperlichen und geistigen, den intellektuellen, ästhetischen und moralischen. Verschieden regen sich diese Kräfte in den verschiedenen Individuen; und je nachdem die eine oder die andere vermöge der Anlage oder besondern Bildung vor den übrigen vordringt, in eben dem Maase fordert sie auch freieres Spiel und größere Uebung.

Die starke Kraft verlangt starke Uebung; daher ist das wahre Talent für ein Fach gewöhnlich auch mit dem nöthigen Fleiß zu dessen voller Ausbildung verknüpft, und umgekehrt wird sich Keiner mit einer Sache lange bemühen, die zu erreichen seine natürliche Kraft ihm fühlbar versagt. Dagegen stärken Fleiß und Uebung die von Natur starke Kraft noch mehr; und so verstärkt die Wirkung die Ursache, wie aus täglichen Erfahrungen erhellet.

Je stärker die Kraft, desto stärker und freier will sie entwickelt seyn. Dieß gilt aber in vorzüglichem Maase von den geistigen Kräften, deren Einengung und Hemmung eben deßhalb auch am meisten üble Laune und Langweile verursacht. Denn wo einmal geistige Kräfte zum Bewußtseyn gekommen und in Freiheit gesezt sind, da lassen sie sich nimmer so leicht binden; auch ermatten sie, unter übrigens gleichen Umständen, nicht sobald, wie die Körperkräfte.

Wer einmal denken und frei denken gelernt hat, kann dieses Denken nicht mehr lassen; möchte er auch bisweilen durch Nichtdenken oder blindes Nachbeten fremder Gedanken ein besseres Glück in der Welt machen. So lüftet wenigstens der Dichter auch noch im späten Alter gerne die Fittige, welche ihn vormals zum Himmel trugen. Und was sind alle Petulanzen, Luft- und Queer-Sprünge mancher Jünglinge Anderes, als kräftige Regungen und Thätigkeits-Uebungen schnell erwachender, aber noch nicht gehörig gereifter und geleiteter Kräfte? —

Daß die Einschränkung und Bindung der Geisteskraft gewöhnlich mehr, als die der körperlichen Kräfte Unlust erzeuge; dürfte eines Theils auch darin liegen, weil überhaupt mit vorherrschender Geisteskraft ein regeres und feineres Gefühl verbunden zu seyn pflegt. Dieß bemerken wir in der Regel bei allen Denen, die vermöge ihrer Naturanlage, oder ihres Berufes und Standes dem geistigen Theile ihres Wesens ein bedeutendes Uebergewicht über den leiblichen Theil eingeräumt haben und daher gewissermassen, sofern nun die Harmonie zwischen ihrem Geiste und Körper gestört ist, an jenem Uebergewicht kränkeln. Daraus entstehet die so bekannte Reizbarkeit und Launenhaftigkeit mancher Gelehrten, Dichter und Künstler. Vom schwelgerischen Genusse seiner Ideen und Ideale ziehet so den geistigen Rie-

sen, oftmals eingesperrt in einen schwachen oder geschwächten Zwergkörper, jene Disharmonie nicht selten herab in die ödesten Sandwüsten des Lebens oder zu literarischen Hahnenkämpfen, die ihm vollends seine Ruhe rauben und nichts dagegen geben. Mit der Einschränkung und Hemmung unserer Kräfte vermindert sich, wie wir gesehen haben, unser eigentliches (intensives) Leben. Dadurch ergibt sich dann ein Defekt am Leben überhaupt; und damit ein unbehagliches Gefühl der Existenz, eine Unlust, welche wir deßhalb lange Weile nennen, weil sie uns unser Daseyn lästig und lang macht. „Ich langweile mich" heißt daher nichts Anders, als: meine Existenz drückt mich, es ist in mir kein reges munteres Leben, kein freies Spiel der Kräfte.

Da aber, wie auch schon bemerkt worden, diese Kräfte in Ansehung der Art und des Grades verschieden sind nach den verschiedenen Individuen und deren verschiedenen Naturanlage und Bildung; so fordern sie auch eine diesen individuellen Eigenthümlichkeiten entsprechende verschiedene Uebung.

Dem Einen ist diese Thätigkeit nach Maasgabe seiner besondern Kräfte vollkommen angemessen, dem Andern genügt nur die entgegengesezte; was den Einen in das regste Spiel seiner Kräfte versetzt, und ihm das angenehmste Lebensgefühl bereitet, eben das kann dem Andern die peinlichste Langweile machen.

Da wo der Denker bei einem ernsten wissenschaftlichen Gespräche volle Nahrung und Befriedigung für seinen Geist findet, mag sich vielleicht ein flacher Hofmann halb zu todt langweilen. — Und so sind überhaupt die Veranlassungen und die daraus entstehenden Arten der Langenweile, mannigfach verschieden nach den ursprünglichen Anlagen, der Bildungs- und Lebensweise der Individuen. Hierüber wird es sich jedoch der Mühe lohnen, weiterhin näher zu sprechen.

Angemessene Thätigkeit, freie, muntere und leichte Uebung unserer Kräfte, ist also, nach allem Bisherigen das durchgreifende Mittel gegen die böse Langweile. Sey thätig, Mensch, von welchem Berufe und Stande du auch seyest; sey thätig zufolge deines Berufs, zufolge der Anforderungen und Kräfte deines Wesens! — Dieß verlangen Natur und Pflicht; und beide lassen sich nicht betrügen, sondern bestrafen dich widrigenfalls mit langer Weile, Lebensekel und Reue. Das bloße Genießen erschöpft sich selbst und dich nur allzubald, und hinterläßt eine Leere, Schwäche und Stumpfheit deines ganzen Wesens. Nie so das thätige Streben, das muntere Handeln, das deine Seele ausfüllt, dich damit glücklich macht und beseligt. Darum eckelt es dem vornehm und reich Gebornen leichter vor dem Leben, als dem Geringern, der erst nach Wohlstand und Reichthum hin-

strebt; und darum findet sich in den **untern** Ständen der bürgerlichen Gesellschaft noch am meisten wahre Lebenslust und innere Freudigkeit; diese niederen Regionen des Lebens durchzieht wenigstens die Langeweile nur selten. *)

Diese verschiedenen Verhältnisse, welche erst weiter unten ihre volle Erörterung finden können, sollten hier nur vorläufig angedeutet werden. Nun möge aber noch, ehe wir weiter gehen, das **Ganze** der bisherigen einleitenden Bemerkungen zusammengefaßt werden.

Wir leben Alle in einer und derselben Zeit, die als eine ins unendliche fortlaufende Kette von Zeiten zu betrachten ist. Aber wir erleben in dem einen Zeittheile mehr wichtige Ereignisse, Veränderungen, Thaten und Schicksale, die uns selbst oder Andere betreffen, als hinwieder in einem andern Zeittheile, und finden darum jenen reicher, wichtiger und zu-

---

*) In **Voltaires** *Candide* finde ich folgende hierher ganz passende Stelle: Je n'ai que vingt arpens, repondit le turc à Candide; je les cultive avec mes enfans; le travail eloigne de moi trois grands maux, l'ennui, le vice et le besoin. Je sais, dit Candide, qu'il faut cultiver son jardin. Vous aves raison, dit Panglofs; car quand l'homme fut mis dans le jardin d'Eden, il y fut mis, ut operaretur eum; ce qui prouve que l'homme n'est pas né pour le repos. Travaillons sans raisonner; c'est le seul moyen de rendre la vie supportable.

gleich kürzer, als diesen. Der eine Mensch lebt überhaupt thätiger, reger, freier, als ein anderer; und findet somit die Zeit überhaupt kürzer, als dieser Andere. Er findet öfters auch bei sich selbst den einen Zeittheil kürzer, als den anderen, weil er gerade in jenem — seiner individuellen Natur und Kraft gemäß — thätiger seyn konnte und war, und folglich seinem innern Sinne mehr Vorstellungen zuführte, als in dem andern Zeittheile. Und so unterscheidet und zerspaltet sich in Beziehung auf die verschiedenen Subjekte und nach Maasgabe ihres individuellen Thätigseyns und Lebens, die Zeit in eine kurze und lange. So wird und ist diese Stunde, dieser Tag, dieses ganze Leben dem Einen eine fröhliche Kurzweile, ein leichter Horentanz; und dagegen dem Andern ein lahmes, nur mühsam fortkriechendes Daseyn.

II.

Nähere Betrachtung der langen Weile.

Unter der langen Weile verstehen wir, nach dem bisher Gesagten, nichts Anderes, als ein unbehagliches Gefühl gehemmter oder ungewöhnlich langsam wirkender Kräfte; unter Kräften aber alle selbstständigen Vermögen unseres Lebens, mögen sie zunächst

den Geist oder den Körper zu ihrem Organe gebrauchen; oder, mit andern Worten, alle inneren Erregungsursachen unsers Wesens, wodurch dasselbe in der Aussenwelt wie in unserm Gemüth selbst Veränderungen hervorbringt. Diese mancherlei Kräfte, mögen sie blos nach innen oder auch nach aussen wirken, kommen aber jederzeit nur durch Vorstellungen und nur in der Art, wie durch diese Vorstellungen das Gemüth afficirt wird, zu unserem Bewußtseyn.

Das heißt: Vorstellungen allein, durch welche eben das Gemüth afficirt oder veränderlich bestimmt wird, sind das Unmittelbare, welches der innere Sinn in der Zeit auffaßt und wonach er die Zeit selbst abmißt. Das Spiel der Kräfte, unsere Thätigkeitsäusserungen jeder Art müssen aber zuvörderst die Vorstellungen erzeugen; und sind solchergestalt die bedingenden Momente für unsere Zeitabmessung. Ohne Thätigkeit, ohne Lebensbewegungen und Veränderungen kein Veränderliches in den Vorstellungen; und ohne Veränderliches in den Vorstellungen keine Zeitbestimmung für den innern Sinn.

Demnach entspringet jede lange Weile entweder aus einem Mangel an Vorstellungen oder aus deren geringen Lebhaftigkeit und Aufeinanderfolge; sie besteht also, näher betrachtet, in einer gewissen Leere des Gefühls. Denn insofern durch Vorstellungen unser Gemüthszustand überhaupt bedingt ist, und die-

ser innere Zustand, fassen wir ihn in seiner Totalität auf, eben das begreift, was wir überhaupt Gefühl (oder subjektive Empfindung) nennen; so erklärt es sich auch daraus, wie der Mangel oder die geringe Lebhaftigkeit und Aufeinanderfolge der Vorstellungen eine Leere des Gefühls erzeuge. Und eben darum nannten wir schon oben die Langweile ein Analogon des Schlafes und Todes; Mattigkeit und Schwäche der Vorstellungen und damit des Gefühls führt uns dem Schlaf in die Arme; und gänzlicher Mangel der Vorstellungen und des Gefühls ist Aufhören des Lebens, ist der Tod.

Als Leere der Empfindungen ist dann die lange Weile — ein drückendes Gefühl des Daseyns, dem es beim Abgange zureichender Reizungen an kräftiger Reaction fehlt.

Also im Allgemeinen ein negativer Schmerz; denn wir können keinen örtlichen positiven, noch irgend einen besondern Kummer als Ursache der langen Weile angeben, weil sie sonst aus ihrem vagen Charakter heraus in ein bestimmtes physisches oder psychisches Leiden übertreten würde. Sondern das Charakteristische der langen Weile besteht gerade darin, daß sie ein allgemeines, Körper und Geist ergreifendes Mißbehagen der Unthätigkeit, eine gewisse Abspannung unseres ganzen Wesens begreift, woran sich — in ihrer höchsten Steigerung — aus einem Grauen vor

dieser Lebensflachheit und Leere (horror vacui) nicht selten ein Verlangen nach dem Tode selbst knüpft. *)

Wo läge nun aber der allgemeinste Entstehungsgrund der langen Weile; in unserem Körper oder Geiste? — Weder in dem einen, noch in dem andern allein, sondern ohne Zweifel in beiden zusammen. Denn wie willst du bei deinen innersten Empfindungen, bei der Totalität deines dermaligen Bestimmtseyns und Lebens, wie sie sich dir im Lebensgefühl jezt kund macht, mit Sicherheit ausscheiden, was davon wirklich deinem Körper oder deinem Geiste zukommt? Hier — auf diesem Gebiete des Gefühls — stehest du ja überhaupt an der Brücke, wo sich Leibliches und Geistiges die Hand reichen, und, menschlicher Forschung nicht leicht mehr zugänglich, zu mannichfachen Wechselwirkungen verbinden. Ohne den Dualismus des Geistigen und Körperlichen begreift der Mensch nichts; aber diesen Dualismus selbst und sein Wirken ergründet er nicht.

In wie weit und auf welche Art also der Körper oder der Geist, jeder für sich, die lange Weile erzeuge, läßt sich nicht bestimmt entscheiden, da, zufolge des

---

*) Man vgl. Kants Anthropologie S. 172. f.; und auch Weikards philosophischen Arzt I. Bd. S. 337. ff. wo jedoch hinsichtlich der Entstehungsgründe der langen Weile zuviel blos auf Rechnung der körperlichen Organisation geschrieben seyn möchte.

oben Bemerkten, die allgemeinen Bedingungen der langen Weile eben so wohl im Körper, als im Geiste, nach Maasgabe ihrer beiderseitigen Lebensthätigkeit enthalten sind. Gewöhnlich wirken auch beide in den einzelnen Fällen der Langweile, nur mit mehrerem oder wenigerem Uebergewicht der einen Potenz vor der andern, zusammen. Und somit läßt sich im Allgemeinen nur sagen, daß die lange Weile (ihrer Entstehung nach) theils physischer, theils psychischer Art sey, d. h. theils von körperlichen, theils von geistigen Bedingungen und nicht selten von beiderlei Bedingungen zugleich abhänge. Wohl wird in dem einen Falle mehr die physische, in einem andern mehr die psychische Ursache vordringen, und so gewissermaßen einen Rechtfertigungsgrund dafür abgeben, daß man nun diese Art der langen Weile zunächst dem Körper, eine andere zunächst der Seele, zuschreibt. Ausschließend wird aber eben so wenig jene, als diese Art blos einerlei — entweder körperlichen oder geistigen — Ursachen beigemessen werden dürfen.

Bei unserem gegenwärtigen Stande der Cultur, durch welche unser Empfindungs- und Denk-Vermögen vielfach erweitert und verfeinert, und so in gleichem Maase unser Bedürfniß nach Neuheit und Wechsel der Gefühle und Gedanken vergrößert wird, ist es übrigens kein Wunder, wenn vorzüglich aus psychischen Gründen die Langweile so gewaltsam um

sich greift. Der psychische Krankheitsstoff, den so unsere Cultur erzeugt, entwickelt dann aber auch den körperlichen mehr und mehr, indem übergroße Geistes-Cultur und Gefühlsverfeinerung zugleich den Körper schwächen und damit eine Abstumpfung des leiblichen Lebens und sonach auch von dieser Seite die Langweile schneller herbeiführen.

Der Uncultivirte ist in der Regel körperlich kräftiger, folglich auch minder reizbar und minder leicht abgestumpft durch zuviele Reize; zu gleicher Zeit ist er durchaus gedankenloser, als der Culturmensch, fühlt daher keinen so großen Stachel der Thätigkeit, und somit auch kein so häufiges und lebhaftes Mißbehagen, wenn sich seine Thätigkeit nicht äußern kann.

Die Langeweile ist, nach allem Bisherigen, etwas ganz Anderes, als die freie Weile oder die sogenannte Muße. Bei jener ist Unthätigkeit oder nur matte Thätigkeit; bei der Muße aber findet oft die angenehmste und lebhafteste Beschäftigung statt. Denn die Muße gewährt freie, uns selbst überlassene Zeit, die wir daher mit wenigen oder vielen, immer aber nur mit solchen Geschäften ausfüllen können, welche uns jezt gerade behagen. Sie giebt uns somit einen Spielraum für selbstgewählte, und eben deßhalb beglückende und oft auch am besten gelingende Thätigkeit. Darum sehnt sich nach ihr von Zeit zu Zeit jeder freie und edle Geist, den ein geschäftsvoller

Beruf bindet; nicht um müßig zu seyn, sondern um sich von seinen ihm vorgeschriebenen Arbeiten in selbstgewählter Beschäftigung zu erholen. Eines gewinnt und lohnt sich alsdann durch das Andere. Beim Geschäftsmanne im Staatsdienste, der auf solche Weise Diensthätigkeit und wissenschaftliches Studium verbindet, wird die Wissenschaft den Dienst und jedenfalls den Dienstgeist, sowie hinwieder sein Geschäftsleben die wissenschaftliche Forschung heben und richtiger leiten. Dienst und Wissenschaft (heißt es in dem geistreichen Werke über Manches im Dienste) sind wie Mann und Weib, und wenn sie sich auch wie Mann und Weib zuweilen zanken, so macht doch nur ihre Verbindung ein gediegenes Ganze.

Diese Ansicht leuchtet freilich den Alltags-Menschen in der Dienstwelt nicht ein. Denn diese glauben nur dann viel gethan und genüzt zu haben, wenn sie viele Acten taglöhnerisch hinter sich geschafft oder neue Acten-Bände mit eigener Hand zusammengeschrieben haben. Diese rechnen uns ihre Arbeiten, wie die Advokaten, nach den Bogen und ihre Verdienste nach den Stunden vor, die sie im Dienste verbrauchen. Anderer Mußestunden und thätigsten Bestrebungen in denselben gelten ihnen dagegen für eitles Nichtsthun oder gar für Betrug am Staate. Aber jeder gemeine Kopf betrachtet in solcher Art die Muße; Muße und Einsamkeit sind ihm

gleichbedeutend mit Müßiggang und langer Weile. Denn nur ausgezeichnete Menschen wissen sich, wie Cicero vom Scipio Africanus rühmte, dann am lebhaftesten zu beschäftigen, wenn sie am meisten von der Nothwendigkeit zu arbeiten frei sind.

Einen wesentlichen Gegensatz der langen Weile, wie wir solche als aus körperlichen und geistigen Ursachen zugleich entstehend annehmen, dürften wir wohl in dem Schwindel finden. In seiner nächsten psychologischen Entwickelung (denn auf die entfernteren und blos körperlichen Veranlassungen desselben soll hier nicht eingegangen werden) entstehet nämlich der Schwindel aus dem allzu großen und schnellen Zudrange verschiedener Empfindungen und Vorstellungen, die sich aber durch ihre Menge und Verschiedenartigkeit einander selbst verwirren, den Geist widernatürlich anstrengen und so zulezt betäuben. Bei dieser übergroßen und schnellen Anstrengung der Geisteskräfte, die es gleichwohl zu keiner Zusammenfassung der mancherlei Anregungen in ein geordnetes Ganze bringen können, wird sonach unser Gemüth einem verwirrten convulsivischen Gefühl preis gegeben und, so zu sagen, ausser sich gebracht. Aber auch von Einer Idee, die entweder durch ihre überraschende Neuheit und Wahrheit unser Erkenntnißvermögen plötzlich in große Thätigkeit sezt, oder durch ihre Reichhaltigkeit und Tiefe eine

Reihe anderer Ideen unter sich begreift und zugleich erweckt, heißt es oft mit Recht: daß es uns vor diesem Gedanken schwindle. Einen solchen Gedanken enthält z. B. des alten Hermes Trismegistus Vergleichung des Unendlichen mit einem Cirkel, dessen Centrum allenthalben, und dessen Umkreis nirgends sey. Alle wahrhaft großen und tiefen Ideen, vorzüglich wenn sie durch ein kühnes Bild der Imagination dargestellt werden, bewirken eine Art von Geistesschwindel, wenigstens in den ersten Momenten, wo sie sich unserer Seele plötzlich bemächtigen. Nur hängt dabei allerdings viel von der geistigen Individualität der Einzelnen ab.

Demnach bestehet der Schwindel in einer durch Ueberfüllung oder allzu große Anregung des Geistes erzeugten Verwirrung der Vorstellungen, so, daß leztere nicht mehr unter die Einheit eines Begriffs gebracht werden können, und der Geist seiner nicht mehr mächtig ist. Dann wandelt uns ungefähr ein Gefühl an, als ob unser Inneres in sich zerreissen oder vergehen wollte.

Das Wesen der langen Weile aber bestehet in einer quälenden Trägheit und Leerheit des innern Lebens; und es wird uns bei der Langsamkeit, Unbedeutsamkeit oder Wenigkeit unserer Vorstellungen ungefähr so zu Muth, als ob unser Geist einschlafen und in das Nichts versinken wolle. Bei der

langen Weile erschlafft somit der Geist immer mehr — aus Mangel angemessener Erregung und Thätigkeit, und schrumpft gleichsam in einen kleineren Raum zusammen; beim Schwindel dagegen wird er entnervt durch widernatürliche Anspannung oder überschnelle Ausdehnung seiner Kräfte, und verliert im Chaos mannichfacher Vorstellungen sich selbst und den Faden der Zeit.

Der starke Geist charakterisirt sich nun eigentlich dadurch, daß er eine große Reihe aufeinanderfolgender verschiedenartiger Vorstellungen aufzunehmen und zu verbinden vermag, ohne daß es bei ihm sobald zur Ideen-Verwirrung oder zu einer Art von Schwindel kommt. Man nennt ihn besonders in so ferne stark, als er nicht so leicht dem Eindrange mehrerer lebhaften Empfindungen unterliegt; umfassend aber in so ferne, als er eine große Reihe von Erkenntniß-Vorstellungen unschwer in sich auf- und zusammen zu fassen vermag. Diese leztere Eigenschaft des Geistes aber bildet insbesondere den wissenschaftlichen Kopf.

Wenn es mithin beim starken Geiste überhaupt nur selten zum (psychologischen) Schwindel kommt, weil er den Andrang von vielerlei Empfindungen und Vorstellungen leichter erträgt und durch den Begriff bezähmt; so kommt es zwar auch bei ihm nur selten zur langen Weile, in so fern ihm immer ein reicher

Vorrath von Vorstellungen zu Gebot steht; doch wird er die Langeweile, sobald sie sich einmal seiner bemächtigt hat, auch mit desto mehr Mühe und Ungeduld ertragen. Seine Ausdehnung und Tiefe und seine natürliche Abneigung gegen alle unbedeutenden Vorstellungen (Mikrologien) werden ihm dann die Leere der langen Weile, wenn sie nun unabwendbar auch über ihn kommt, doppelt fühlen lassen. Dahingegen wird den schwachen und beschränkten Kopf die böse Langeweile zwar ungleich öfter plagen, aber doch keineswegs so peinlich, wie den besseren Kopf. Denn da sich der schwache Geist leicht mit wenigen und unbedeutenden Vorstellungen zufrieden giebt; so wird er auch die lange Weile viel eher zu beschwichtigen und sich die Zeit zu vertreiben, oder (nach dem treffenden lateinischen Ausdrucke: tempus fallere) sie zu betrügen wissen. „Vive la bagatelle!" ist der Wahlspruch aller dergleichen Geister; und diesen mancherlei Bagatellen gehen sie täglich nach und finden darin ihren angenehmsten Zeitvertreib. Nur vor vielen und vor großen Ideen möge sie der Himmel bewahren; denn vor solchen schauern sie mehr zurück, wie vor Gedankenflachheit und Leere. Es schwindelt ihnen nur gar zu bald bei dem Andrange großer Ideen; und selbst Eine solche Idee kann, indem sie den kleinen Horizont ihrer Begriffe übersteigt, ihnen eine Art von Schwindel zuziehen. Einen Versuch

darüber kannst du gar leicht mit jeder höheren Idee aus der Philosophie, Politik oder Physik machen, welche du solchen Geistern aufzutischen dir die Mühe geben magst. Sie werden dir aber freilich diese Mühe wenig danken, und dich um alles Andern willen mehr lieben, als wegen deiner fatalen speculativen Begriffe, womit du nicht blos dir selbst, sondern sogar auch ihnen den Kopf zerbrechen willst! —

Ob also gewiße Empfindungen und Gedanken interessant und unterhaltend, oder unangenehm und langweilig erscheinen; dieß hängt allerdings vorzüglich von der Individualität des Subjekts und dessen Geistesstimmung, und besonders von dessen Bildung ab. So kann dann die nämliche Empfindung oder Idee den Einen ganz gleichgültig lassen, ja selbst langweilen, und dagegen den Andern tief rühren oder höchst angenehm beschäftigen. Die individuelle Association der Empfindungen und Ideen wird es insbesondere bewirken, daß den Einen dieser oder jener Gegenstand lebhaft interessirt, weil er sich bei ihm an andere frühere Vorstellungen lebhaft anknüpft; den Andern aber wenig oder gar nicht afficirt, weil dieser gar keinen oder nur einen geringen Vorrath ähnlicher Begriffe noch besitzt, an die er jezt die neue Vorstellung anreihen könnte.

Es läßt sich daher im Allgemeinen nur dieß sagen: eine interessante Vorstellung ist dieje-

nige Vorstellung, die mir sowohl für sich selbst, als durch die Erweckung interessanter verwandter Vorstellungen viel Angenehmes (die Aufmerksamkeit an sich Ziehendes) zu denken giebt; eine langweilige, aber eine solche, die mir entweder für sich, oder weil sie keine interessanten Associations-Vorstellungen in mir erwecken kann, nur wenig Angenehmes zu denken giebt. Langweilig oder gedehnt nennt man daher in eben dieser Beziehung einen Vortrag, der mit vielen Worten nur wenige interessante Gedanken darlegt; geistreich hingegen den Vortrag, der in kurzen Sätzen oder mit einigen Witz- und Schlagworten viel zu denken oder zu empfinden giebt.

Daß die Langeweile, als Leerheit oder Mattigkeit des Seelenlebens, unserem natürlichen Triebe nach regem Lebensgefühle, entgegen sey, erhellt aus allem bisher Gesagten. Eben so begreiflich ist es, daß wir, da die Langeweile unserer Natur widerspricht, dieselbe auf jede mögliche Weise zu verscheuchen, d. h. durch irgend eine Thätigkeit dieses Mißbehagen der Lebensmattigkeit aufzuheben streben. Durch irgend eine Thätigkeit, von welcher Art sie auch sey; denn wir wissen es Alle gar wohl, wie viele und wie mancherlei Diversionen gegen die Langeweile immer gemacht oder versucht werden. Oft sind es kindische Spiele und andere Kleinigkeiten, oft wahrhaft schädliche Thätigkeiten, womit wir diesen Dämon be-

schwichtigen. Wir suchen uns damit überhaupt zu zerstreuen, d. h. dem innern Sinne neue Vorstellungen zuzuführen. „Sich vergnügen" oder „sich die Zeit vertreiben" sind daher in unserer Umgangssprache, gleichbedeutende Redensarten; so wie in der französischen Sprache das s'amuser und das se desennuyer auch Dasselbe bedeuten.

Entsteht aber die Langeweile aus einem Uebergenusse und einer Ueberfüllung von Lebensreizen, wodurch körperliche und geistige Abspannung erfolgen muß; dann wirft sich am Ende der Mensch in diese und jene Zerstreuung, und keine derselben befriedigt und erfüllt mehr sein leeres Gemüth. Ueberall, wohin er sich wendet und unstät forttreibt, gesellt sich ihm auch das Mißbehagen und die Langeweile wieder bei. Daraus entsteht zulezt, wenn nicht das Gemüth mit einemmale wieder durch irgend eine besondere Veranlassung und neue Beschäftigung aus seiner Leerheit gerissen wird, derjenige melancholische Zustand, welcher zum Selbstmorde führt; wie man denn in dieser Hinsicht von den Engländern sagt, daß sich manche nur erhenken, um sich die Zeit zu vertreiben.

Das frühzeitig überfüllte und jezt ermattete Lebensgefühl vermag nämlich — nirgends mehr einen Stoff zu finden, durch welchen es neu erregt und befriedigt werden könnte; seine Erregbarkeit ist überall

erschöpft. Dieses traurige Resultat gewährt der eilende Voll- und Uebergenuß des Lebens, welcher nach allen Seiten hin seine Pulse schlagen und austoben ließ, oder, wie man es auch treffend heißt, das Geschwindleben.

Ein solches Leben führt dann immer am schnellsten zur höchsten Langweile, weil es am schnellsten das Lebensgefühl verschwendet und aufzehrt. „Junger Mann! (spricht Kant in seiner Anthropologie. S. 64. mit eben so vieler Wahrheit, als Wärme) versage dir die Befriedigung (der Lustbarkeit, Schwelgerei, Liebe u. dgl.), wenn auch nicht in der stoischen Absicht, ihrer gar entbehren zu wollen, sondern in der feinen epicurischen, um einen immer noch wachsenden Genuß im Prospecte zu haben. Dieses Kargen mit der Baarschaft deines Lebensgefühls macht dich durch den Aufschub des Genusses wirklich reicher, wenn du auch dem Gebrauche derselben am Ende deines Lebens großentheils entsagt haben solltest. Das Bewußtseyn, den Genuß in deiner Gewalt zu haben ist, wie alles Idealische, fruchtbarer und weiter umfassend, als Alles, was den Sinn dadurch befriedigt, daß er hiemit zugleich verzehrt wird, und so von der Masse des Ganzen abgeht.“

Bloßer Genuß ohne Arbeit, wodurch man denselben verdient, muß überhaupt mehr oder weniger zu jener Abspannung und Leerheit des Lebens füh-

ren; und darum nannten wir schon oben die angemessene Thätigkeit — das durchgreifende Mittel gegen die Langeweile. Die Neigung zur Trägheit und Gemächlichkeit, wobei wir doch soviel als möglich zu genießen suchen, betrügt sich daher selbst. Denn in der bloßen Ruhe und im bloßen Genußleben ohne vorgängige Arbeit (und darin eben bestehet das Wesen der Gemächlichkeit) kann sich unmöglich andauerndes Vergnügen und Zufriedenseyn finden, wie die Gefühlslehre deutlich darlegt und beweist. Sondern das Gefühl einförmiger Lust treibt immer wieder aus sich selbst heraus — zu irgend einer Thätigkeit; denn mit jeder längeren Dauer eines und desselben Gefühls tritt immer auch mehr Gleichgültigkeit und Mattigkeit des Lebens ein. Die Langeweile, die so durch unsere Gemächlichkeit herbeigeführt wird, muß also doch immer wieder zu irgend einer Thätigkeit sich aufraffen, oder, wenn sie dieß nicht mehr könnte, zum Tode führen.

An die bisherigen Betrachtungen über das Wesen der Langenweile knüpfen wir nun noch einige Bemerkungen über die Uebung der Kräfte, deren Beschaffenheit und Ruhe, um noch von dieser Seite her den Gegenstand näher zu beleuchten.

Arbeit und Bewegung sind von jeher für das wichtigste Erhaltungsmittel der körperlichen Gesundheit betrachtet worden; und diese körperliche Gesundheit gilt

hinwieder allgemein für die Hauptbedingung der Geistesheiterkeit und Gesundheit. „Mens sana in corpore sano“ ist ein alter und treffender Satz. Möchten ihn doch stets vorzüglich Diejenigen bedenken, die zunächst mit dem Kopfe zu arbeiten haben; sie würden dann nicht so oft auf Kosten des Körpers fortarbeiten, und wenn dieser jezt kränkelt, ihren Geist doch für gesund halten und forthin anstrengen. Möchten sie stets bedenken, daß ihr, wenn auch noch so sublimirter Geist doch nur durch die körperlichen Organe nach außen wirkt, und daher bald schwach, trübe und verkehrt, bald kraftvoll, helle und gerade die Außendinge ansehen und behandeln wird, so, wie nun gerade sein leibliches Medium beschaffen ist.

Die körperliche Arbeit und Uebung hat daher mittelbarer Weise auch einen sehr wichtigen Einfluß auf den Geist und dessen Gesundheit. Dieser wird sich daher immer weniger zum Trübsinn, zur Abspannung und Langenweile neigen, je mehr, neben seinen ihm zunächst angehörigen Kräften, auch die leiblichen Kräfte abwechselnd geübt, und damit in gesunder Regsamkeit erhalten werden. Körper und Geist müssen beim Menschen in Harmonie bleiben, wenn er überhaupt gesund und zufrieden bleiben will. Um aber diese Harmonie zu erhalten, müssen die körperlichen und geistigen Kräfte abwechselnd thätig seyn. Es ist daher insbesondere für den Gelehrten, der vor-

zugsweise die Geisteskräfte anstrengt, ein wahres Bedürfniß, in Zwischenstunden auch seinem Körper Uebung und Thätigkeit zu geben.

Das heißt: er muß vorzüglich die Muskelkraft, die bei seinen gewöhnlichen gelehrten Arbeiten ruhet, bisweilen wieder in Bewegung setzen; außerdem wird sein sensibles (Nerven-) System, und insbesondere sein Gehirn-Organ, als das eigentlich leibliche Organ für das Denken, allzu vorherrschend, allzu reizbar, und durch zu viele Reize am Ende gar sehr abgestumpft. Dann versinken zulezt Körper und Geist in die gleiche Abspannung.

Damit wird indessen keineswegs verlangt, daß der Gelehrte seine Muskelkräfte wie ein Hercules üben, und durch anstrengende Bewegungen eben so stark machen soll, wie sein sensibles System; denn dieß würde seinem eigentlichen Berufe nicht anpassend, vielmehr hinderlich seyn. Er soll nur darum auch seine Muskelkraft bisweilen üben, um seinen Körper überhaupt zu bewegen, um besonders durch eine entgegengesezte Thätigkeit die Thätigkeit des sensiblen Systems auf eine Weile zu hemmen, und dadurch dessen Gereiztheit und den damit verbundenen Andrang der Säfte zum Kopf zu vermindern. Durch dergleichen körperliche Bewegungen vertheilen sich dann die Lebenssäfte wieder gleichförmiger; ihre Stockungen oder Concentrationen in einzelnen Theilen des Ge-

hirns oder Unterleibs werden aufgelöset und frei; und die Harmonie der leiblichen Kräfte unter sich wird auf solche Weise wieder hergestellt *).

Ueberhaupt ist Wechsel der Thätigkeit, Uebung bald dieser, bald jener Kraft für die Erhaltung und Stärkung des Körpers, wie des Geistes sehr dienlich. Wenn dein Kopf einige Zeit hindurch gearbeitet hat, so lasse ihn nun ruhen und dafür den Körper arbeiten. Wenn deine Denkkraft insbesondere über philosophischen Forschungen sich erschöpft hat, so beschäftige nun dafür deine Einbildungskraft mit anziehenden Bildern. Jede einseitige Kraftübung, die lange Zeit fortdauert, biegt dein Wesen krumm auf die eine Seite hin; also gieb ihm durch Anwendung einer andern Kraft eine andere Beugung, und dann wird es

*) Unter den vielen Schriften, die von diesem Gegenstande handeln, verdient meines Erachtens eine besondere Aufmerksamkeit Cabanis Werk: Rapports du Physique et du Moral de l'homme, wo es im Tom. II. p. 190. heißt: „En effet les mouvemens corporels, en portant à l'extremité les forces, qui pendant l'état de repos tendent presque toujours à se concentrer soit dans le cerveau, soit dans les visceres du bas ventre, en font une plus exacte repartition; ils rétablissent ou maintiennent l'équilibre, ils animent la circulation, provoquent la perspiration insensible, attisent en quelque sorte le foyer de la chaleur vitale et par le surcroit de ton, qu'ils donnent aux fibres musculaires, ils empêchent la prédominance vicieuse du systême sensitif."

sich wieder zur geraden Höhe emporrichten. Dieß verlangt die Natur, und wirkt gerne selbst dazu mit, weil sie das Gerade liebt, und weil jede einseitige Richtung unseres Wesens nur von einer, gegen ihre Gesetze widerspänstigen Lebens- oder Bildungsweise herrührt. Nur muß man nicht entgegengesezte Kräfte zugleich anstrengen wollen, was auch wider die Natur wäre. Denn die eine Kraft beschränkt solchenfalls nothwendig die andere; und so wird dann die Wirksamkeit beider unvollkommen seyn. Auch schwächt eine solche zu gleicher Zeit unternommene Anstrengung verschiedenartiger Kräfte den Körper, wie den Geist, indem dergleichen Anstrengungen nach verschiedenen Richtungen zugleich überhaupt mehr Lebenskraft verzehren, als wenn sie abgesondert, jede für sich, zu verschiedener Zeit stattfinden. Dazu kommt noch, daß jede nur halb oder unvollkommen bleibende Wirksamkeit nicht das Vergnügen mit sich führt, wie eine volle und freie Thätigkeit; und eben darum für unsere Natur auch lästiger und ermüdender wird. Welcher Genuß, welche heitere Ruhe entspringt dagegen aus einem glücklich vollbrachten guten Unternehmen, wobei sich unsere Thatkraft feurig und frei auf Einen Punkt hin fixirt hatte, und diesen Punkt nun erreicht hat. Sey immerhin nur Etwas, nur Ein Geschäft gethan, so ist es doch ganz gethan, und die reife Frucht fällt dir jezt in den ruhigen Schooß. Wer

sich aber immer von einem Geschäfte zum andern fortzerren, und seine Thätigkeit jeden Augenblick zerspalten lassen muß; wer in diesem Augenblicke eine ernsthafte Geistesarbeit verrichten, und in dem nächsten einen langweiligen Besuch annehmen muß; der fühlt es am besten, was wir hier meynen. Wohl dafür Dem, der sich jedesmal nur Einem Gegenstande zu widmen braucht, und (totus in hoc) diesen ganz fixiren, reifen lassen und vollenden darf! —

Also nur abwechselnd, nach verschiedenen Stunden übe man seine verschiedenen Kräfte. Während der Magen verdauet, kann dein Kopf nichts Tiefes denken; während du lieblichen Phantasieen nachhängst, kannst du nicht auch philosophiren, während du Holz spaltest, kannst du nicht auch Begriffe spalten oder zusammensetzen. Und doch versehen es darin so Viele! Sie glauben damit Zeit zu gewinnen und recht Viel auf einmal abzuthun; dafür straft sie aber meistens das bekannte Sprüchwort: multum agendo nihil agunt.

So versucht mancher Gelehrte, während er spazieren geht oder reitet, an seinem gelehrten Tagwerk, an einer Abhandlung, einem rechtlichen Gutachten, einer Predigt u. dgl. fortzuspinnen; aber wenn es ihm auch mit diesem Fortspinnen nothdürftig gelingt, so spinnt sich doch gewiß dabei seine körperliche Gesundheit nicht kräftig fort, sondern ab; und die Fehltritte seiner Füße oder die Seitensprünge seines Pferdes

werden auch in seinem geistigen Gespinnste dem Sachkenner sich offenbaren. Tiefes und folgerechtes Denken verträgt sich einmal nicht mit starker körperlichen Bewegung, am wenigsten im Freien, wo so mancherlei Gegenstände den äußern und innern Blick zerstreuen. Nur Phantasiestücke, nur der unwillkührliche Gedankenlauf, der freilich auch manche gute Idee zu Tage fördern kann, gedeihen auf solchen Spaziergängen, wie Rousseaus Reveries ein schönes Beispiel liefern. Wenn hingegen der Geist systematisch arbeiten soll, so darf er nicht mit dem Körper lustwandeln, und sich dessen Bewegungen, Stöße und Seitengänge mittheilen lassen. Du wirst auch nie gehört haben, daß Kant oder Newton oder Baco ihre tiefsinnigen Werke — gleichsam im Fluge, wie man witzige Einfälle oder poetische Blumen erhascht — von Spaziergängen heimgebracht hätten. —

Langdauernde angestrengte Thätigkeit des Geistes und damit verbundene Ruhe des Körpers erzeugt, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, ein größeres oder geringeres unverhältnißmäßiges Uebergewicht des Nervensystems über die übrigen und besonders die Muskelkräfte; so zu sagen, eine Hypersthenie des Gehirns und eine Asthenie in den übrigen Systemen unseres leiblichen Organismus. Dennoch bemerken wir oft bei eben diesem Krankheits-Zustande (denn für etwas Anderes kann eine solche Disharmonie der Kräfte

und ihrer Wirksamkeit nicht gehalten werden) die eminentesten Aeußerungen des Geistes, so, daß man beinahe glauben sollte: der Körper müsse erst geschwächt und kränklich werden, bevor sich unser Geist zu seinen freiesten Kraftäußerungen erheben könne. Ein reitzbares Nervensystem, Schwäche und Reitzbarkeit des Unterleibs, Mattigkeit der Glieder und Stockungen der Säfte sind so öfters vermögend, die erhabensten Flüge der Imagination, die pikantesten und genialsten Gedanken, die feinsten und tiefsten Gefühle im Menschen zu erwecken. Welche Erhebung des Geistes und der Einbildungskraft findet sich nicht oft beim Schwindsüchtigen, beim Hypochonder und bei hysterischen Damen? Je nachdem gewiße Dünste, sagt Butler im Hudibras, auf- oder abwärts steigen, giebt es erhabene Gedanken, oder etwas Anderes, was man nicht zu nennen wagt. Ein Swift, Young, Sterne, Rousseau litten insgesammt an solchen auf- und abwärts steigenden Dünsten; und auf Rechnung dieser kann man auch unbedenklich setzen einen großen Theil ihrer Geistesblitze und Genieflüge, ihre oft so äußerst zarten und überschwänglichen Gefühle, die nur wieder an eben so reitzbare Gehirnfibern voll anklingen. So schrieb auch ein Franzose (wie Cabanis in dem obenerwähnten Werke erzählt) im Zustande langdaurender stärkster Hypochondrie ein geistvolles Buch, worüber er sich nachher, als er wie-

der geheilt war, und nun zu dergleichen Genieproduk- ten sich ganz unfähig fühlte, selbst wundern mußte. Aus gleicher Quelle kommen wohl auch viele unserer neuesten Schriften vom philosophischen Fache, die in trübe Mystik sich verlierend, zwar überreich an Phantasie und Gefühl, um so ärmer aber an gesundem und klarem Verstande sind.

Vorzüglich die Einbildungskraft wird durch jene Concentrationen der Sensibilität auf ungewöhnliche Weise erwärmt und exaltirt; und darum erscheinen dergleichen Zustände insbesondere den Produktionen der Dichter und Romanen-Schreiber sehr förderlich. Der Philosoph dagegen bedarf zu seinem Denken eine starke und festanhaltende Gehirnkraft; für ihn taugt daher jene übergroße Reizbarkeit nichts, oder er verliert sich damit unversehens aus dem Philosophiren ins Phantasieren, und construirt nun die Welt und die Dinge in derselben gar erbaulich aus seinen Träumen.

Sey aber immerhin jene geistige Sthenie (oder eigentlich Hypersthenie) diesen und jenen Funktionen der Seele auf einige Zeit förderlich; so kann dieß doch auch nicht lange dauern. Denn bald wird sich die Hypersthenie auch hier in Asthenie umwandeln, und dann mit dem ohnehin geschwächten Körper zuletzt den ganzen Menschen einer Lebens-Abspannung preis gegeben, bis sich wieder dessen sämmtliche Kräfte aufraf-

fen und harmonisch bewegen. Jeder Gelehrte oder Kopfarbeiter hat schon solche Erfahrungen gemacht, oder macht sie sicherlich noch. Wir sagen hier daher nichts Unbekanntes, sondern wollen nur auf das Bekannte, in der That aber wenig Beherzigte, aus einigen tiefern Gründen aufmerksam machen.

Immer bleibt es doch eine traurige Bemerkung, daß das Geistige, wenigstens das Geistig-Große und Glänzende meist nur mit Aufreibung des Physischen hervorgebracht wird. Der geistige Hercules ist selten auch ein physischer; und so wie geistige Cultur steigt, vermindert sich die physische Stärke. — Aber der Mensch soll nicht Alles in Allem seyn! Wer in der höheren Region der Ideen seinen Gott findet, soll ihn nicht im Bauche verehren; und wenn sich mit dem physischen Hercules auch immer ein geistiger verbände, was würde aus unserer Welt? Ungefähr das, was Napoleon aus ihr gemacht hat, als seiner Verstandes-Superiorität das halbe Europa, wie ein physisches Machtmittel, zu Gebot stand.

Passive Menschen von phlegmatischem Temperamente schläfert die Langeweile gern ein; auch schlafen sie gern lange und fallen damit der Langenweile wieder in die Arme. Wir haben daher noch — in dieser Beziehung ein paar Worte vom Schlafe zu sagen. Der Schlaf ist als ein Restaurations-Mittel der Kräfte, als ein Zustand der Ruhe, worin sich die

Erregbarkeit neu ansammelt und vom Gehirn aus in die übrigen Theile unseres Organismus verbreitet, für die leibliche und geistige Gesundheit unentbehrlich. Er ist jedoch kein Zustand absoluter körperlicher und geistiger Ruhe. Denn die Thätigkeiten des Gehirns und die unwillkührlichen thierischen Funktionen, so wie die unwillkührlichen Gedanken-Verbindungen (in den Träumen) dauern bekanntlich im Schlafe fort. Sein wesentlicher Charakter besteht vielmehr darin, daß er vorzüglich das Gehirn-Organ in eine eigenthümliche Thätigkeit versezt; und dieses bereitet dann den neuen Stoff von Erregbarkeit, die sich sofort auch den andern Theilen des Körpers mittheilt. Der Schlaf ist so allerdings eine herrliche Sache; ein Lebensverjüngungs-Proceß; der Schöpfer des Traumlebens, welches manche Armseligkeiten des wachenden Lebens vergütet oder ertragen hilft. Inzwischen lehrt uns auch die Erfahrung, daß eine gewiße, mehr als gewöhnliche Enthaltung vom Schlafe die Geisteskräfte erhöhen, und den Gedanken-Fluß beschleunigen kann; weßhalb Schriftsteller so gern in die Nacht hinein arbeiten. Es entsteht nämlich alsdann eben jener ungewöhnliche Reizzustand, jene fiberhafte Spannung der Geisteskräfte, wovon vorhin die Rede war; und dieß fördert allerdings die geistige Produktion. Aber um so größere Abspannung folgt auch darauf; und darum warnen die Aerzte mit Recht vor

solchem langen Arbeiten in die Nacht hinein. Denn gerade sehr sensible und geistig=thätige Menschen (wie es meistens die Gelehrten sind) consummiren am meisten schon den Tag über von jener Erregbarkeit, die der Schlaf wieder geben soll; und bedürfen somit in der Regel eines längern Schlafs. Aber eben sie pflegen diesem Restaurations=Mittel weniger Zeit zu gönnen, wie der geistesärmere Phlegmatiker, welcher doch seinen Tag hindurch ungleich weniger Erregbarkeit consummirt. Hier zeigt sich abermals der so häufige Widerspruch zwischen dem Culturleben und der Natur. —

Ein allzu langer Schlaf — das Uebermaas ist hier aber nur nach dem individuellen Temperament und Kraftaufwande zu bestimmen — schwächt indessen gleichfalls den Körper und Geist, vermöge des langdaurenden Mangels an äußerer Erregung. Körper und Geist verlieren dadurch ihren Ton; die Muskelkraft erschlafft in allzu langer Unthätigkeit, das Gehirn häuft einen zu großen Vorrath von Erregbarkeit an, und wird durch den während des Schlafes vermehrten Andrang des Bluts gegen den Kopf zu sehr angeschwellt und beschwert. Wir fühlen es, wenn wir zu lange geschlafen haben, deutlich genug, wie unsere Glieder sich anfangs nur ungerne wieder bewegen, und unser Kopf nur wenig zum Denken aufgelegt ist. Dann fangen wir schon wieder zu

gähnen an; und die Schwerfälligkeit, die wir in Kopf und Gliedern fühlen, führt uns schon beim Aufstehen wieder der langen Weile entgegen. Unsere Stimmung beim Aufstehen entscheidet aber meistens über unsere Laune des ganzen Tages, was der naive Montaigne wohl wußte, der sich öfters durch fröhliche Musik aufwecken ließ. Und darum erzeugt nicht selten ein allzu langer Schlaf einen ganzen langweiligen Tag. Hast du zu lange geschlafen, so sind deine Organe schon am Morgen verstimmt, und alle Freuden des Tages werden dir die Reinheit der Stimmung nicht zu geben vermögen, welche eine heitere Aurora dem zeitig Aufstehenden gewährt.

III.

Verschiedene Arten der langen Weile, nach Verschiedenheit der Veranlassungen und Individuen.

Zufolge unserer bisherigen Entwickelung bestehet zwar alle und jede Langeweile in Leere der Empfindungen, in Mangel oder Mattigkeit der Vorstellungen; und entspringt überhaupt aus Unthätigkeit, Schwäche oder Hemmung unserer Kräfte. Gleichwohl giebt uns eine weitere Beobachtung mancherlei Modificationen der langen Weile oder verschiedene Arten

derselben zu erkennen, je nachdem die Gründe ihrer Entstehung und die Personen, bei welchen sie eintritt, so oder anders beschaffen sind.

Der allgemeinste Entstehungsgrund der langen Weile liegt, wie gesagt, in einer Unthätigkeit, im gehemmten Spiele unserer Kräfte. Je nachdem nun diese gehemmten Kräfte selbst beschaffen sind, gerade mehr oder weniger, gerade dahin oder dorthin besonders gehemmt oder gerade in einem Zeitpunkte gehemmt werden, wo sie sich am freiesten regen und äußern möchten; je nachdem ferner die Individuen mehr oder weniger reizbar, mehr oder weniger vernünftig, gewandt, für neue Eindrücke und Vorstellungen mehr oder weniger empfänglich sind; nach diesen verschiedenen Verhältnissen wird sich nun auch ihre Langeweile verschieden gestalten, ohne darum die allgemeine Natur der langen Weile zu verläugnen. So ist leicht begreiflich, wie eine starke und eben im Schwunge befindliche Kraft, die nun durch irgend einen Umstand plötzlich aufgehalten wird, die größte Mißlaune und Langeweile erzeugen müsse. Eben so leicht einzusehen ist es auch, daß ein heftiges, ungeduldiges Temperament, welches Alles mit einem gewissen Ungestümm anzugreifen pflegt, in den aufgedrungenen Hemmungen seiner Thätigkeit die peinlichste Langeweile finden muß. Einem Menschen von solchem Temperamente ist überhaupt jede

Langeweile eine wahre Tortur, die er daher so schnell als möglich und mit aller Gewalt wieder zu entfernen sucht; während das gelassene, geduldige Temperament auch in die Langeweile, wie in andere mißbehagliche Zustände, sich ruhig fügt und zu finden weiß. Und so giebt es überhaupt eine Menge verschiedener Gestalten und Färbungen der langen Weile, nach Verschiedenheit der einzelnen Veranlassungen und Menschen, aus und bei welchen sie eintritt.

Es giebt Leute, die sich beinahe überall langweilen; und Andere, welche fast nirgends Langeweile bekommen. Es giebt Umstände und Lagen des Lebens, die uns auf lange Zeit an Einer Kette deprimirter Gefühle und langweiliger Stimmungen gefesselt halten; und wieder andere so überaus günstige Ereignisse, daß sie uns mit einemmale aus unserem Lebensüberdruß in hochschlagende Fröhlichkeit versetzen. Es giebt unbemerkbare äußere und innere Verstimmungs-Ursachen, wodurch wir auf einmal — wir wissen nicht wie — von der besten Laune in Mißlaune geworfen werden; und wieder andere unbedeutende Zufälle, die uns plötzlich von einer bisher nicht zu bemeisternden Düsternheit erlösen. Laune, Stimmung des Gemüths, Ton des innern Lebensgefühls hängen so öfters an den kleinsten und feinsten Fäden, sind gleichsam ein Spiel des äußern und innern Schicksals, wenn nicht der Mensch durch seine Ver-

nunftkraft das Gefühl zu beherrschen und auch seinen Launen zu gebieten gelernt hat.

Wir wollen nun die wichtigeren und gewöhnlichen Arten der langen Weile näher aufsuchen und zu charakterisiren bemüht seyn.

Sehr gut hat uns hier, meines Bedünkens, schon Weikard (in s. philos. Arzte) vorgearbeitet; und man kann mit ihm zuvörderst drei Hauptarten der langen Weile annehmen, so, wie sie sich aus gewissen mehr allgemeinen und äußern Ursachen ergeben.

1. An uns und Andern können wir beinahe täglich eine gewisse Langeweile wahrnehmen, die den im vorhergehenden Abschnitte bezeichneten gemeinen Charakter hat, die die gewöhnlichste und eben deßhalb auch die erträglichste ist. Wir können sie die einfache, gewöhnliche Langeweile nennen, sofern sie überall, gleich einem Universal-Dämpfer und Retardations-Mittel der Lebens-Consumtion, durch die Menschenwelt zieht, und beinahe Jeden, den Gelehrten wie den Ungelehrten, den Vornehmen wie den Geringern, von Zeit zu Zeit an den Ohren zupft und mit ihrem Halt! anruft. Denn bei jedem Menschen giebt es ja von Zeit zu Zeit kürzere oder längere Stillstandspunkte der Thätigkeit, gewisse, aus äußeren oder inneren oder aus beiderlei Ursachen zusammen entstehende, Pausen des muntern Lebensganges und Wirkens, wodurch es ihm für eine

Weile an neuen lebhaften Empfindungen und Vorstellungen, an angemessenen Gegenständen für seine Thätigkeit gebricht. Hier fühlen wir dann blos eine gewisse Trägheit und Unthätigkeit unsers Wesens; es durchzieht uns eine phlegmatische Stimmung, ein Mißbehagen an der Eintönigkeit, die unser Inneres beherrscht, und sich hinwieder auf die umgebenden Aussendinge überträgt. Wir empfinden einen Mangel angemessener und kräftiger Anreize zu irgend einem bestimmten und befriedigenden Wirken. In diesem Hinbrüten über einem matten, eintönigen, der Passivität hingegebenen Leben wird uns dann natürlich die Zeit lange und verleidet. Es fehlt hier nicht sowohl an Erregbarkeit, als nur an angemessenen äußeren Reizen; oder unser Gemüth ist zu träge, um nach dergleichen Reizen zu suchen. Wir mögen uns nicht ermannen; oder wir gefallen uns auch einigermaßen in dieser langen Weile als einem dolce far niente, das der Gemächlichkeit entspricht. Je mehr aber noch Phlegma und Gemächlichkeit (vis inertiae) Jemanden ursprünglich beiwohnt, desto länger wird er dann auch in diesem Zustande verweilen können, bevor er sich wieder zur Thätigkeit aufraffen mag. Thätigkeit, angemessene, das Gemüth ausfüllende, Beschäftigung bleibt immer das beste Mittel gegen diese gemeine Art der langen Weile, die daher gewöhnlich auch von muntern Arbeitern

und vielseitig thätigen Köpfen am wenigsten oder doch am kürzesten empfunden wird.

2. Eine andere Langeweile ist die verdrüßliche, der eine besondere Unannehmlichkeit, ein besonderes Hinderniß freier Kraftäusserung, irgend ein verfehltes Projekt oder mißlungenes Unternehmen zum Grunde liegt. Wir werden dann ungeduldig und verstimmt über ein solches, wenn auch nicht gerade bedeutendes Mißgeschick; und sind unvermögend, uns alsbald andern Eindrücken und Antrieben zu neuer Thätigkeit hinzugeben oder das hindernde Mißgeschick mit besonnener Kraft zu bekämpfen. In eine solche verdrüßliche Langeweile versezt uns z. B. die Arbeit, die jezt nicht recht gelingen will, oder die wir unversehends abbrechen müssen; deßgleichen ein unerwarteter Widerspruch, eine abschlägige Antwort, ein verfehltes Rendés-Vous mit dem Freunde oder noch mehr mit der Freundin, oder ein aufgedrungener Besuch; kurz Alles, was uns Zwang auflegt und in Disharmonie steht mit unserer dermaligen Stimmung, Geistes- und Willens-Richtung. Diese Disharmonie zwischen unserm Innern und den auf uns eindringenden Dingen läßt uns dann nicht so leicht zu andern Empfindungen und Gedanken kommen; gleichwohl befinden wir uns nicht sowohl in einem passiven, als vielmehr in einem unruhigen Mißbehagen. Wir streben nämlich noch immer nach

dem vorgesteckten Ziele, aber mit einem gewissen Schwanken und linkischen Eifer, der die Erreichung des Ziels meistens nur noch mehr hindert; so wie zwar der in seinem verliebten Wahne getäuschte Geck dem Mädchen, das ihn von sich gewiesen, noch immer liebäugelt und sich zudrängt, dadurch aber dessen Abneigung nur noch vermehrt.

Das vergebliche Ankämpfen gegen die Unannehmlichkeit, der unvernünftige Trotz, womit man seinen verfehlten Plan doch noch eine Weile festhält, in der Meinung: er müsse noch durchgehen; dieß macht dann nur um so schneller mürbe und müde, und überliefert uns einer um so verdrüßlicheren langen Weile.

Wie mancherlei Gelegenheiten und Veranlassungen zu dieser Art unmuthiger langen Weile bietet aber nicht das veränderliche Leben überall dar! Gewiß immer desto mehrere in demselben Maaße, als unsere Gehirn-Organisation und Sinnen-Werkzeuge feiner, reizbarer, beweglicher sind, als unser Gefühl- und Vorstellungs-Vermögen überhaupt feiner entwickelt und leichter anspielend ist. Mißlaune und Unmuth wird darum vorzüglich feine und geniale Köpfe, gefühlvolle und zartorganisirte Gemüther oftmals überfallen. Denn eben sie, die an einen gewissen Geisteslurus, an höhere Gedanken-Schwünge, an Delikatesse und Tiefe der Empfindungen gewöhnt

sind, müssen da bald von Mißlaune und langer Weile überfallen werden, wo ihren höheren Bedürfnissen keine Genüge geschieht, ihrem Geiste Zwang angethan oder unbefriedigende Nahrung gereicht, ihr feines Gefühl verkannt oder beleidigt werden will. Man frage darüber die Frauen genialer Männer, und die Männer zartfühlender Frauen; beide Theile werden uns den besten Commentar zu dem obigen Erfahrungssatze liefern können.

Dergleichen geniale Köpfe oder zarte Gemüther bekommen in der Gesellschaft leicht eine Art von Seelen-Schnupfen, sind leicht verstimmt und der verdrüßlichen langen Weile preis gegeben. Sie müssen sich da öfters allzu sehr herunterstimmen; sie sollen nur geben, ohne etwas dagegen nehmen zu können; sie sehen überall zu scharf und zu tief, und finden in der Frivolität und Flachheit der gewöhnlichen Conversation ihre liebsten Ideen zu oft verunstaltet oder mißverstanden, ihre heiligsten Gefühle zu oft entweihet. Auf gleiche Weise werden sie auch durch die häufigen kleineren Zerrungen, Disharmonien und Abhaltungen im Hausleben verstimmt, weil damit ihr Geistesflug und höher gerichtetes Gemüth gehemmt, zertheilt, niederwärts gezogen wird. Und eben so unbehaglich, verstimmend und deprimirend wird für sie auch in der Regel das Courmachen in den Sälen der Großen seyn. „In einer solchen

Lage (der verdrüßlichen langen Weile) befindet sich, sagt Weikard, der Mann von Geist, wenn er in den Fall kommt, die unsinnige Rede eines vornehmen Pinsels mit Respekt anhören oder vielleicht einen halben Tag in der Antichambre eines Großen warten zu müssen."

Es gilt daher wohl die Regel, daß geist- und gefühlvolle Menschen zu dieser Art von langer Weile gerade die größte Disposition und die mehrsten Veranlassungen haben. Sie stimmen sich am schnellsten zur Freude und Sympathie; aber bei widrigen Umständen auch am schnellsten zur Mißlaune und zu antipathetischen Gefühlen. Umgekehrt wird man bemerken, daß eine grobe körperliche Organisation, ein langsamer und beschränkter Kopf, eine gewisse Stumpfheit und Gleichgültigkeit des Gefühles, mit einem Wort eine böotische Natur die besten Abwehrungs- und Heilungs-Mittel gegen jene feinere, unruhige Langeweile darbiete. Im böotischen Kopfe und Gemüthe giebt es nirgends aufwogende Bewegung, kräftige Strömung, überfüllende Fluth, also auch nirgends Ebbe, eigentlich merkbaren Stillstand und Vertrocknung; sondern das schwache, geringhaltige Lebensfluidum läuft seine engbegrenzte Bahn — ohne Anstoß und Austretung — geradehin fort; genug, daß es sich nur bewegt.

3. Ferner giebt es eine lange Weile aus Ue-

bergenuß; sey es nun, daß wir uns an einem einzelnen Gegenstande dergestalt übersättiget haben, daß er uns keine neue Empfindungen und Gedanken mehr darbieten kann; oder daß unsere Lebensquellen durch zu vielen Kraftaufwand und Genuß überhaupt erschöpft sind. Die Uebersättigung von einem Gegenstande, sey es irgend eine Ergötzlichkeit oder Thätigkeit, die wir allzulange fortgesetzt, nach allen ihren Momenten und Beziehungen aufgefaßt und durchdrungen haben, versetzt uns am Ende in einen solchen Zustand von Abspannung, Widerwillen und Eckel, daß wir nicht sobald wieder etwas Anderes anzufangen wissen, und daher die Erschlaffung und Leere unseres Wesens sehr unangenehm fühlen. Nach und nach läßt sich jedoch diesem Zustande, da er nur auf einer eigentlich partiellen Erschöpfung beruht, durch Hinwendung auf eine andere Beschäftigung oder Zerstreuung wieder abwehren; es bedarf nur eines Wechsels im Thätigseyn oder Genusse. Mit ungleich stärkerer Geissel straft dagegen diejenige Langeweile, die aus dem Uebergenuß des Lebens überhaupt entspringt. Denn hier, wo durch sogenanntes Geschwindleben alle Lebensquellen vor der Zeit erschöpft werden, erfolgt eine Abspannung und Verstimmung des ganzen Organismus; alle Säfte sind verdorben oder vertrocknet, alle Federn des Körpers und Geistes um ihre

natürliche Spannkraft gebracht: die Consumtion der Kräfte ist so durchgreifend und schnell geschehen, daß für ihre Restauration gar keine Empfänglichkeit mehr im Organismus vorhanden ist. Dieser allgemeinen Verstimmung und Asthenie unseres Organismus werden dann psychische Reize weniger, als körperliche Heilmittel, nämlich der Arzt und gute Diät, allmählig wieder abzuhelfen im Stande seyn.

Leider aber müssen wir eben diese schnelle Lebens-Consumtion, woraus die traurigste Art der langen Weile, und mit ihr gar oft noch Aergeres erfolgt, zu den Mode-Erscheinungen unserer Zeit zählen; gegen welche daher ein Hufeland und andere einsichtsvolle Aerzte schon viel geschrieben und gekämpft haben. — Nur wenig fruchten indessen dergleichen Verwarnungen gegen ein Uebel, das mit der Ueberverfeinerung und Sittenverderbniß, mit dem Luxus und ganzen bürgerlichen Leben, kurz mit dem gesammten Culturstande des Zeitalters innig verbunden und verwachsen ist. Wie wirst du allein mit deinem Lebensvorrathe kargen oder pedantisch zurückhalten, wenn Alle um dich her alle möglichen Genüsse hastig einsaugen und jede Lebensquelle verströmen lassen. Schnell und unmerklich haben sie auch dich in ihren reissenden Strom hineingezogen; und nun treibst du gleichfalls mit ihnen fort, so lange es geht. Wie könntest du aber auch dann

noch munter und kräftig leben, nachdem nun alle Quellen deines Lebens erschöpft und vertrocknet sind?

So überspringt — und wahrlich nicht blos in Paris und Berlin und in andern Hauptstädten — der Knabe den Jüngling, der Jüngling den Mann; und wo dieser nun erst in sein vollkräftiges Mannesalter eintreten sollte, steht er schon da als lebenssatter Greis, den alle noch so künstlichen Restaurationsmittel nicht mehr zu verjüngen vermögen.

Mag er auch noch so viele geistige Unterhaltungsmittel, mancherlei Kenntnisse, viel Witz, Einbildungskraft und Verstand in sich vereinigen; alle diese Hülfsquellen helfen ihm nur wenig mehr, sondern sind großentheils mit dem körperlichen Organismus zugleich ausgetrocknet und versiegt. Von allem diesem existirt nur noch das traurige Gerippe, um jenes quälende Vacuum zu umschließen, das sich überall in seinem Kopf und Gemüthe niedergelassen hat. Doch wozu die weitere Ausführung eines so düstern und viel bekannten Gemähldes? —

Die Langeweile aus Uebergenuß bleibt daher sicherlich die furchtbarste, sowohl hinsichtlich ihrer unmittelbaren Wirkungen, als der mancherlei weitern Folgen, die sich daraus im Culturleben ergeben; von welchem lezteren Punkte wir jedoch späterhin noch näher sprechen werden.

Indessen kann selbst zuweilen der Uebergenuß ei-

nes einzigen Gegenstandes, wovon oben die Rede war, sobald nämlich der Eckel daran einen sehr hohen Grad erreicht hat, auch eine totale Abspannung, auf einige Zeit wenigstens, bewirken. Jener einzelne Gegenstand hat alsdann dein Wesen so sehr auf Einen Punkt hin angestrengt, daß selbst auch die nicht direkt angespannten Kräfte darunter leiden mußten und ihre Erregbarkeit verloren haben. Dann können andere Gegenstände vor der Hand keinen offenen Sinn und Eingang finden; und so wird, wenn auch nur einige Saiten an deinem Instrumente verstimmt sind, dasselbe überhaupt — auch bei den schönsten äussern Anklängen — nicht sobald wieder harmonische Töne von sich geben.

Mit den bisher bemerkten drei Hauptarten der langen Weile erschöpft sich aber die Betrachtung der mehreren möglichen Modificationen oder Arten dieses Plagegeists noch keineswegs. Wir müssen daher zunächst drei weitere Arten der langen Weile angeben, welche gleichfalls aus gewissen allgemeinen Zuständen hervorgehen, gleichfalls sehr häufig sind, jedoch auch noch nicht die lezten Unterscheidungen der langen Weile bilden. Denn in der Folge werden wir noch weitere, aus mehr subjectiven und individuellen Verhältnissen entspringende Spielarten der langen Weile bemerklich machen, aber auch da nur bei den vorzüglicheren verweilen; ohne die geringste

Anmaßung, nun damit alle möglichen Modificatio=nen des Gegenstandes aufgezeigt zu haben. Näher betrachtet, dürfte es sich nämlich finden, daß jeder Stand, jede Lebensweise, jedes besondere Temperament, ja jedes Individuum auch seine besondere Art der langen Weile, nach Verschiedenheit der Umstände, habe; so, daß sich auf diesem vielgestalteten Erfahrungs=Gebiete zu keinem allgemeinen oder das Ganze erschöpfenden Eintheilungs=Grunde der Sache kommen läßt. — Nun aber zur Betrachtung der weiteren Arten der langen Weile! —

4. Es gibt auch eine Langeweile aus körperlicher Krankheit, die mit der langen Weile aus Uebergenuß und der daraus entspringenden Abspannung nicht einerlei ist. — Dieser kränklichen Langweile liegt eine besondere körperliche Indisposition, eine örtliche Bindung oder widernatürliche Spannung des Nerven= und Gehirnsystems, kurz eine blos körperliche und aus dem Körperzustande entsprungene Verstimmung der Lebensorgane zum Grunde. Der langen Weile, Lebensmattigkeit und Lahmheit, die durch eine solche körperliche Indisposition oft schnell bewirkt werden, können wir uns bisweilen mit allen guten Vorsätzen und erheiternden Gedanken nicht erwehren; dagegen sie oft eine kleine körperliche Bewegung, eine Veränderung in

unserer Diät, eine einfache Purganz und dgl. eben so schnell wieder hebt. Es ist irgend ein Druck krankhafter Stoffe auf Nerven und Gehirn, wodurch diese in ihrer freien Wirksamkeit gehemmt werden, und dann auch unsere Seelenthätigkeit niederdrücken und hemmen. Sobald daher jener Druck, den ein zartes Nervensystem oft deutlich und, so zu sagen, handgreiflich selbst fühlet, wieder nachläßt; so fühlt sich auch unser Wesen wieder frei, und Kopf und Gemüth erheben sich zu neuer Munterkeit.

So erzeugt bisweilen schon eine allzu warme oder verdorbene Stubenluft dergleichen organische Verstimmungen; und wir dürfen uns dann nur in das Freie begeben, um unsere Lebensgeister alsbald wieder frisch und frei zu machen. Eine ähnliche Bindung oder Hemmung derselben verursacht, wie wir Alle wissen, gar oft der überfüllte Magen, die stundenlange geistlose Sitzung bei einer Mahlzeit, wo, wenn nicht der belebende Pokal nachhilft, die anfangs muntere Conversation meistens in matte, unbedeutende Gespräche oder in allseitige Stummheit auslauft.

Schwere Verdauung, Kopfbedrückung, Hypochondrie, besondere Nervenschwäche und dergleichen Zustände, wodurch die feineren körperlichen Organe verstimmt oder gebunden werden, bringen diese Art der langen Weile am meisten hervor. Dann mögen

sich uns von Aussen her noch so angenehme Eindrücke und Vorstellungen darbieten, wir bleiben dagegen verschlossen, weil unsere körperlichen Organe gerade verschlossen oder widerlich gestimmt sind. Dann ärgert oder langweilt uns das schönste Buch, die beste Gesellschaft, der liebste Freund; und es giebt dann oft für uns und Andere nichts Besseres, als sich in die Einsamkeit zu flüchten, um da durch gänzliche Ruhe und Freiheit unserem gestörten Organismus wieder aufzuhelfen. Denn das Schlimmste für uns und Andere ist bei dergleichen Verstimmungen auch dieses, daß wir die Ursache, die doch blos in uns selbst liegt, so gern auf Andere oder auf äussere Verhältnisse übertragen und damit unsere Mißlaune noch vermehren.

5. Weiter bemerken wir eine lange Weile aus Temperament; je nachdem nämlich die Art und Stärke unseres Temperaments entweder die Langweile erzeugt und befördert, oder aufhebt und vermindert, und so oder anders modificirt. Der Unterschied der Temperamente beruhet zunächst auf dem Unterschied und Wechselverhältniß unserer Gefühls- und Willenskraft. Das Gefühl empfängt leidend das Interesse von den Sinnen; die Willenskraft regiert thätig in Ansehung desselben Interesses, d. h. sie läßt sich von demselben bestimmen oder nicht. Die Gefühls- und Willenskraft

sind entweder von gesunder oder krankhafter Erregung; das Gefühl ist mehr oder weniger thatkräftig oder stark; es findet sich bei uns überhaupt entweder ein Uebergewicht des Gefühls oder der Thatkraft. Nach diesen Momenten gibt es leidende Temperamente des Gefühls, und thätige der Willenskraft — asthenische und sthenische Anlage.

Daraus ergeben sich dann zwei Temperamente des Gefühls und zwei der Thätigkeit, nämlich:

1) Leichtsinn und Empfindsamkeit,
2) Tiefsinn und Melancholie,
3) Rascher Muth und Empfindlichkeit,
4) Phlegma der Stärke (Kaltblütigkeit) und der Schwäche.

Die zwei erstern Temperamentsarten, in welchen das Gefühl (die Sentimentalität) vorherrscht, sind darum mehr weiblicher, die beiden lezteren Arten, in welchen die Willenskraft vorherrscht, mehr männlicher Natur.

Diese kurze Theorie und Eintheilung des Temperaments, die vor andern bekannten Theorieen wegen ihrer Deutlichkeit und im Leben sich bewährenden Anwendbarkeit den Vorzug verdienen möchte *), wird uns nun das Folgende verständlich machen.

---

*) Sie findet sich näher begründet und entwickelt in Fries System der Philosophie als evidente Wissenschaft, Leipzig 1804. S. 205. ff.

Es ist nach dieser allgemeinen Betrachtung der Temperamente wohl leicht einzusehen, wie die Verschiedenheit des Temperaments, dessen mehr oder weniger gesunde Erregung, größere oder geringere Lebendigkeit, Passivität oder Thatkraft — der langen Weile förderlich oder entgegen seyn könne. Unser innerer Zustand von Leerheit oder Fülle an angenehmen Empfindungen und Ideen wird ja, wie sichere Erfahrungen lehren, großentheils bedingt durch eben jene angeborne oder später angebildete Beschaffenheit und Richtung des Temperaments. Die asthenische Natur wird sich in der Regel der langen Weile öfter und länger preis gegeben sehen, wie die sthenische Natur, deren reger Thätigkeitstrieb immer Beschäftigung findet, und die Langweile kräftiger von sich stößt. Denn jene überläßt sich in ihrer empfindsamen, melancholischen oder blos phlegmatischen Individualität — gerne der einmal fixirten Reihe von Gefühlen und Ideen, und nährt dieselben langsam und langweilig bei sich fort, wie es der Gang dieser Gefühle und Ideen mit sich bringt. Zwar kann bei diesem Zustande immer einiges Vergnügen Statt finden und muß es auch; weil man sonst nicht darin — oft nur zu lange beharren möchte; aber es wird sich doch immer dabei eine gewisse Lebensmattigkeit (état languissant) und folglich auch Langeweile bemerken lassen.

Es wird daher wohl die Regel gelten: je mehr Sthenie oder vorherrschende Thatkraft, desto weniger Langeweile; und jemehr Asthenie (oder Uebergewicht des Gefühls), desto mehr Langweile. — Der Leichtsinnige fühlet den Druck dieses Zustandes nicht oft, weil er von einem Eindruck, einer Idee oder Zerstreuung schnell wieder zu etwas Anderem überspringt, sich überhaupt auch verschiedenen Eindrücken und Lagen leicht anzupassen und mit wahrer Virtuosität nur ihre angenehmen Seiten zu fassen weiß.

Sein asthenischer Gegenbruder, der Empfindsame, aber fühlt leichtbegreiflicher Weise die Langweile deßwegen öfter, weil er über weichen Gefühlen länger zu brüten gewohnt ist, und durch unangenehme Eindrücke und Verhältnisse in seinem delikaten Denken und Fühlen leicht verlezt wird. Ihm ist daher oft auch der sanfte weiche Anstrich von Traurigkeit eigen, die wir am öftesten bei zart organisirten und etwas kränklichen Damen mit anziehender Liebenswürdigkeit hervorstechen sehen.

Der Tiefsinnige hat nur wenig Langweile, so lange er sich mit gesunder Kraft in die Tiefen der Beobachtung und Speculation versenken kann, ohne dabei durch die Aussendinge gestört zu werden. Aber eine peinliche Langweile oder ein drückender Mißmuth wird ihn überfallen, sobald er durch Ge-

sellschaft oder allzu leichte Beschäftigung von seiner tiefgrabenden Thätigkeit abgehalten und zu der gemeinen Flachheit des Lebens hingezogen wird; oder sobald seine gesunde Kraft in schwächliche Reizbarkeit übergehet.

In diesem lezteren Falle sehen wir dann einen Melancholiker, welchem das Leben und der Zeitlauf überhaupt drückend wird.

Der Raschmuthige (Cholerische) empfindet die Plage der langen Weile darum nur selten, weil er sich stets reger und fortlaufender Thätigkeit ergiebt. Und so wie der Leichtsinnige sich mannichfachen Gefühlseindrücken leicht aufschließt; so wird der Raschthätige immer durch mancherlei lebendig ergriffene Zwecke bewegt. Ihm ist das Leben nur ein fortgehendes Wirken. Wird er dann aber in diesem Wirken gehemmt, dann fühlt er auch die ärgste lange Weile, von welcher wir oben sprachen. Durch äussere und innere Hemmungen kann allerdings öfters sein energischer Thaten- und Höhesinn deprimirt werden; und er zeigt nun den Ungeduldigen, Trotzigen, Empfindlichen, der bei seinem gereizten Gefühl nach allen Seiten hin ausschlagen und Alles um sich her zerstören möchte. Diese momentane Ungeduld und Empfindlichkeit kann aber auch allmählig in ein bleibendes empfindliches Temperament übergehen, oder schon in einer asthenischen Naturanlage derge-

stalt begründet seyn, daß der Mensch über alles leicht auffährt, ungeduldig wird und fortlebt in beständigem Zanken und Aerger. Dabei kann es dann nicht fehlen, daß ihm nicht manche Stunde und mancher Tag arge Langweile macht, die er nun wieder mit Zanken und Poltern (manche gute Frau hat einen solchen Hausteufel) zu vertreiben sucht.

Dem Phlegma der Stärke (der Kaltblütigkeit) wird die Langeweile nicht oft beschwerlich fallen, am wenigsten die verdrüßliche oder die aus Uebergenuß entstandene Langweile. Denn dieses Temperament hält immer seine Kräfte beisammen, macht davon besonnenen Gebrauch; läßt sich nicht so leicht von zu vielen Eindrücken bis zur Abschwächung bestürmen, und behauptet so den Menschen in einer gewissen Haltung und Harmonie. Eine mäßige Thätigkeit und ein mäßiger Genuß des Lebens machen, daß ihm die Zeit weder allzu schnell dahinschwindet, noch allzu langsam dahinschleicht; denn jedem Tag und jeder Stunde hat er gewöhnlich ein Geschäft oder eine Erholung planmäßig gewidmet. Dieses Temperament, womit jedoch der homo frigidus nicht zu verwechseln, wird daher für ein zufriedenes und am längsten genußreiches Leben in der Regel das günstigste seyn. Ganz das Gegentheil, wenigstens in Ansehung der langen Weile, zeigt sich beim Phlegma der Schwäche oder

beim gewöhnlich sogenannten Phlegma ohne Beiwort. Hier, wo schwaches Gefühl und schwache Thatkraft beisammen sind, kann nirgends viel intensives Leben, überall aber um so mehr lange Weile hervortreten. Nur ist die vom Phlegmatiker empfundene Langweile meistens von jener oben beschriebenen gemeinen Art, die er deßhalb weniger fühlt, weil er sie täglich hat, und weil er eben ein Phlegmatiker ist. Hätte er freilich ein deutliches Gefühl und Begreifen von dem intensiven Leben, welches den Raschthätigen bewegt, so würde ihm sein träges Schnecken-Leben herzlich verleidet werden; aber so ist und bleibt er der wahre Mann der Ruhe, der bei seinem dolce far niente immerhin behaglich und lange, wenn auch nicht viel, leben mag.

6. Es giebt ferner eine sympathetische Langweile, die durch Mittheilung von einem Individuum auf das andere übergeht und sich so über eine ganze Versammlung verbreiten kann. Die Sympathie ist ein die physische und geistige Natur wunderbar durchdringendes und beherrschendes Gesetz der Anziehung und Mittheilung gleichartiger oder einander ähnlicher Kräfte und Zustände; in unorganischen Körpern das Gesetz chemischer Wahlanziehung, in organischen das Gesetz der Bildung und Assimilation, im höheren Gebiete sensibler und geistiger Kräfte das

Gesetz der unmittelbaren Mittheilung und Nachahmung fremder Gemüthszustände, d. i. die Sympathie im engern Sinn.

Eine Kette der Sensibilität lauft hier durch alle sensible Naturwesen, und so wie sie in einem Gliede erschüttert wird, so theilt sich die Erschütterung sofort auch den andern Gliedern mit, und zwar immer um so stärker, je näher und ähnlicher das andere Glied dem unmittelbar afficirten ist.

Ueber diese Grundgesetze der Sympathie, woraus so viele merkwürdige Erscheinungen unseres leiblichen und geistigen Lebens hervorgehen, ist hier jedoch nicht der Ort, sich weiter zu verbreiten. Genug! vermöge der Sympathie theilen sich unsere Gemüthszustände leicht auch Andern in dem Maaße mit, als diese uns mehr oder weniger nahe stehen, und in ihrem Gefühlszustande und sonstigem Wesen mit dem unserigen mehr oder weniger übereinstimmen. Auf solche Weise wird dann auch die Langweile von einem Individuum auf das Andere übergetragen. Man gähnt mit, wenn man andere neben sich gähnen sieht, man hat selbst Langweile, sobald man langweilige Gesichter um sich her erblickt. Du kannst mit der besten Stimmung, mit dem muntersten Geiste in eine Gesellschaft treten; findest du aber in dieser nichts, als Schaalheit, gravitätische Stille und Stumpfheit, nichts, als gähnende,

langgezogene und zum Schlafen sich anschickende Physiognomien, so wird dich deine muntere Stimmung schnell verlassen, und du wirst dich gleichfalls langweilen mit den Andern. Und so kann oft ein einziger verstimmter und langweiliger Mensch eine ganze Gesellschaft verstimmen oder der Gedankenlosigkeit und Leerheit preis geben. Es gehört eine besondere Kraft und Heiterkeit des Geistes dazu, um nicht mit solchen Menschen, die jetzt so nahe bei uns sind, unwillkürlich zu sympathisiren und dann von ihrer Verstimmung, Leerheit oder Flachheit einen Theil zu übernehmen. Sie können uns nicht blos keine interessanten Empfindungen und Ideen mittheilen; sondern der Anblick ihres langweiligen Gesichts, das Gefühl ihres todten inneren Zustandes möchte uns sogar unsere eigene Baarschaft von Gedanken abnehmen. Wir lassen uns auch dieses Ausziehen unseres Geistes immer desto eher gefallen, je mehr wir überhaupt zur Asthenie und folglich zur Gefühlspassivität disponirt sind. Ist aber vollends der sich langweilende und langweilige Mensch — eine Person von Autorität und höherem Rang, so fällt es uns schon aus gebührender Devotion nicht ein, eigene Gedanken zu haben und zu äußern. Und wenn wir dergleichen auch noch in uns hegen, und somit bei uns selbst noch keine Langweile fühlen, so nehmen wir doch wenigstens die Miene derselben

an, machen nun ein eben so ernsthaftes und langes Gesicht, wie unser Mann vom Range, und zwingen uns so gleichsam zu seiner langen Weile mit.

Ein thätiger und kenntnißreicher Kopf wird daher in der Regel viel weniger von der langen Weile in seiner Einsamkeit geplagt werden, wie in Gesellschaften, wo die sympathetische Langeweile so leicht ihr Haupt emporhebt, und über alle Anwesende mit bleiernem Scepter herrscht. Aus einer solchen Gesellschaft dann wieder in sein einsames Zimmer zurückkommen, wirkt, wie der erste Ausflug eines eben Genesenen in die freie frische Luft; unser ganzes Wesen wird neu belebt, unsere Gefühle und Gedanken nehmen wieder ihren ungehinderten Flug, und der Dämon der Mißlaune fliehet nun weit von uns weg.

Die sympathetische Langeweile spielt so in unserm Culturleben, welches uns so oft in gesellschaftliche Cirkel aus bloßer Convenienz treibt und darin festhält, eine sehr wichtige Rolle, und gehört zu denjenigen Plagen des Lebens, denen wir nie ganz entfliehen können. Im Hinblick auf einige Standeseigenheiten und auch Besonderheiten gewißer Individuen haben wir jetzt noch — den bisher bemerkten Arten der langen Weile einige weitere beizufügen, die sich in unserem civilisirten Leben gleichfalls häufig zu erkennen geben.

7. Höhere Stände leiden besonders oft an

der langen Weile von der einfachen Art, die wir in Bezug auf sie und auf die durch ihr Standesverhältniß bedingte Modification solcher langen Weile, die vornehme Langeweile nennen können.

Diese höheren Klassen der bürgerlichen Gesellschaft ergeben sich nämlich — im Durchschnitt — nur selten eigentlicher Arbeit, haben selten eine bestimmte Berufsthätigkeit, wirken nur selten mit Ernst auf Einen ihr ganzes Seyn erfüllenden Lebenszweck hin. Ihre Beschäftigungen sind meistens nur Zeitvertreib; ihre Vergnügungen nur Zerstreuung und Flucht vor sich selbst, nicht Erholung, deren sie bei ihrer Arbeitslosigkeit nicht bedürfen. Ihren Beschäftigungen fehlt es eben darum an Plan und Stätigkeit, und ihre Vergnügungen gewähren ihnen eben darum keinen eigentlichen Genuß; denn dieser ist der Lohn der Ruhe nach der Arbeit. Also kann es nicht fehlen, daß sie bei ihren mancherlei Zeitvertreiben, Zerstreuungen und Genüssen doch sehr viel Langeweile haben, und daß es sehr oft bei aller Fülle äußerer Genußgegenstände öde und leer ist in ihrem Gemüthe.

Zu dieser vornehmen Leerheit, mit welcher sich überdieß die Langweile aus Uebergenuß häufig paart, führt vorzüglich das thatlose Leben an Höfen, das müßige Herumtreiben und elegante Faseln junger und alter Gecken in den Gemächern der Damen, das üppige Faullenzen und Jagen nach Ver-

gnügen in großen Städten; kurz! wer nur den großen Ton verstehen und vornehm zu leben wissen will, muß auch diese Art von langer Weile kennen und ertragen lernen.

In solcher Stimmung und Verstimmung macht man sich dann in dergleichen Gesellschaften kalte Artigkeiten, spricht von tausenderlei Dingen, ißt, spielt, lacht, rümpft die Nase, giebt sich eine bedeutende Miene oder auch das Ansehen eines Zerstreuten. Bei aller Leerheit und Gedankenlosigkeit geht und rennt man gleichwohl geschäftig thuend einher, und scheint zu nichts mehr Zeit zu haben, während man doch eigentlich von zu vieler Zeit geplagt wird. Denn es gehört zum Eigenthümlichen dieser langen Weile, daß sie nichts weniger, als sich selbst vorstellen will, sondern mit einem air affairé auftritt, welches sich über die Kürze der Zeit zu beschweren scheint. Nur da, wo es ernsthafte Dinge zu sehen, eigentliche Geschäfte abzuthun, bürgerliche Vergnügungen mitzumachen und zusammenhängende Gespräche anzuhören giebt, da tritt diese vornehme Langeweile manchmal recht sichtbar hervor, und will auch gerne bemerkt seyn, weil manche Vornehme keine Vornehme in ihrem Sinne mehr wären, wenn sie sich nicht bei solchen Dingen sichtbar langweilten.

8. Von entgegengesetzter Art ist diejenige Langeweile, welche Leute von mittlerem und niedrigerem

Stande öfters überfällt, sobald sie, gewöhnt an eine gewiße Einförmigkeit der Lebensweise und Beschäftigungen, einmal aus ihrem Geleise heraus in andere Lagen und unter andere Menschen geworfen werden. Sie fühlen dann in der ihnen fremden Sphäre einen besondern Zwang, eine gewiße Verlegenheit und Unsicherheit in ihrem Benehmen, eine unbehagliche Ablenkung ihres Wesens von der bekannten und gewohnten Bahn. Ihre zur andern Natur gewordene Lebens- und Beschäftigungsweise ist unterbrochen und gehemmt; darum fühlen sie einen lästigen Zwang, fühlen Langeweile, indem sie sich in die neuen Erscheinungen und Menschen nicht recht zu finden wissen. Eine solche Langeweile können wir — im Gegensatze der vornehmen — die bürgerliche Langeweile nennen, so wie es auch ein gewißes bürgerliches Air giebt, über welches schon Garve treffend geschrieben hat.

Unter dem bürgerlichen Air verstehe ich (mit Garve) eine gewiße steife Haltung des Körpers, eine Ungewandtheit und Unbehülflichkeit im ganzen Wesen und Benehmen, welche am häufigsten bei Personen vom Bürger-Stande zu bemerken ist, und vorzüglich von ihrem einförmigen, eingeschränkten, großentheils sitzenden und zurückgezogenen Leben herrührt. Hiernach kann man den Stubengelehrten, den Künstler und Handwerker, und unter diesen wie-

der den Genossen jedes besondern Fachs an seinem äußern Wesen und Benehmen leicht herausfinden unter vielen andern Menschen, sobald man sich nur etwas auf dergleichen äußere Menschenkenntniß versteht. So wie nun die äußere Haltung und Manier solcher Individuen von einem gewißen abgeschlossenen Berufsfache eine eigene Gestalt und Biegung (Pli) annimmt; eben so gewöhnt sich auch ihr Geist an eine gewiße einförmige Richtung, indem auf den engen Kreis ihres Berufs fast alle ihre Empfindungen und Gedanken sich mehr und mehr beschränken. Dadurch bleiben ihre Gefühlsfasern stets nur auf den einförmigen Ton ihres Alltaglebens gestimmt; ihr Körper und Geist sind immer gleichsam über denselben Leisten gespannt; und werden daher gezwungen, gezerrt, widernatürlich afficirt, sobald sie über diesen Leisten hinaus sich andern Zuständen anpassen sollen.

Das Linkische und Unbehülfliche, welches sie dann in solchen Lagen zeigen, demüthigt sie zugleich in ihrem eigenen Bewußtseyn; sie werden nun mehr und mehr verlegen, und eben diese Verlegenheit erhöhet ihre Ungewandtheit noch mehr. So bemächtigt sich ihrer Verdruß und Langeweile, sobald sie unter unbekannte oder vornehme Gesellschaft geworfen werden; und weil sie sich hier langweilen, langweilen sie auch hinwieder die Gesellschaft. Wie oft ergeht es so insbesondere dem Stubengelehrten, wenn er außer-

ordentlicher Weise in die große Welt oder eine vornehme Gesellschaft versetzt wird. „In der Residenz habe ich weniger Verstand, wie zu Hause," bekannte einmal ein solcher Gelehrter selbst. —

Nur verlache und verachte man solche Leute doch nicht wegen dieser Schwächen und Linkheiten. Dieß wird nur der freilich zu vielerlei geschickte und stets aufgelegte vornehme Pöbel (denn auch in den höheren Ständen giebt es ja einen Pöbel) thun können, weil nur dieser nicht bedenkt, daß jene ungewandten Leute im Grunde blos den Fehler haben, allzu eifrig und andaurend ihrem Berufe zu leben.

9. Von ähnlicher Art ist eine gewiße Langeweile Derer, die sich mit Leidenschaft einem Lieblingsgegenstande hingegeben haben, die mit Einem Wort ein Steckenpferd gewaltig und fast immer reiten. Freilich hat Jeder sein Steckenpferd; und eben dieses gewährt ihm immer auch den angenehmsten Zeitvertreib, so lange er unangefochten darauf reiten kann. Nur giebt es manche Menschen, die sich von ihrem Steckenpferde so sehr einnehmen lassen, daß sie nicht allein selbst den lieben langen Tag hindurch darauf sitzen, sondern auch noch Andern zumuthen, sich zu ihnen hinaufzusetzen. Dagegen predigt aber schon der große Humorist Sterne: daß man zwar jeden Menschen sein Steckenpferd reiten lassen möge; nur soll er uns nicht zwingen, auch hinten darauf zu

sitzen. Wenn nun aber dergleichen Leute, die von ihrem Steckenpferde zu sehr abhängen, unter andere Menschen und Gesellschaften kommen, wo sich ihr Steckenpferd nicht zeigen darf, wo sie es Andern nicht auch aufdringen, ja vielleicht nicht einmal davon sprechen dürfen, weil diese Anderen wieder ganz andere Steckenpferde haben; so müssen sie nothwendig verstimmt werden, und sich langweilen. Denn ihre liebste und munterste Thätigkeit, das behagliche Reiten auf ihrem Steckpferde findet nicht Platz. Ihr Steckenpferds-Sinn hält sie dann verschlossen gegen alle andere Genüsse, Vergnügungen und Beschäftigungsweisen. Lasset z. B. einen leidenschaftlichen Spieler zu den geistreichsten Köpfen und zu der interessantesten Conversation kommen; er siehet sich doch nach dem Spieltisch um, und hat lange Weile, so lange er nicht spielt oder nicht wenigstens sprechen kann von seinem lieben Spiel. Oder setzet den ersten politischen Kannengießer neben eine schöne Dame oder einen berühmten Philosophen; sobald sich nicht die Dame oder der Philosoph zu dem Lieblings-Gespräch unseres Politikers bequemt, und mit ihm über Zeitungsartikel plaudert, so flüchtet er sich von ihnen hinweg.

Nach allem diesem ist leicht begreiflich, wie diese Art von langer Weile ungefähr gleichen Grund mit der vorhin bemerkten bürgerlichen habe. Beide ent-

springen nämlich aus allen denjenigen Lagen, wo die an Einer Lebensweise oder Lieblingssache meist ausschließend hängenden Menschen — nun daraus verrückt und auf etwas Anderes hingezogen werden. Beiden liegt also im Allgemeinen eine Störung der Gewohnheit zum Grunde; und dieser gewohnten Weise zu leben, zu handeln und zu genießen, hängen solche Menschen zu fest an.

10. Wir bemerken endlich eine lange Weile, von welcher manche stolze, eitle und für sich eingenommene Menschen häufig überfallen werden; weßhalb wir dieselbe die stolze und egoistische Langeweile nennen können. Die übertriebene Eigenliebe, Anmaasung und Eitelkeit mancher Menschen will nämlich überall in Gesellschaften genährt und geschmeichelt seyn. Geschieht dieses nun nicht; können dergleichen Menschen nun nicht glänzen, nicht Aufsehen machen mit ihren wirklichen oder eingebildeten Vorzügen; hindert sie hieran die Superiorität oder wohl auch der noch größere Egoismus und Stolz Anderer; dann werden sie verstimmt, mit ihrer unbegränzten Gefall- und Glanzsucht zurückgeschlagen in sich selbst, und Langeweile und Mißlaune nimmt nun von ihrem Gemüthe Platz.

Man begreift leicht, daß sich diese egoistische Langeweile sehr oft mit der obenerwähnten vornehmen verbindet, und dann in den höheren Cirkeln gewalti-

gen Effect und Spuck machen kann. Solchen höheren Gesellschaften giebt der Egoismus, verbunden meistens mit ängstlichen Rücksichten und Mangel an ergiebigem Conversationsstoff, eine gewiße allgemeine Zurückhaltung und steife Abgemessenheit; und so eröffnet und schließt nicht selten ein allgemeiner Austausch von langer Weile dergleichen Assembleen.

Aber eben deßhalb umgiebt sich auch Egoismus und Eitelkeit so gern mit gewißen Menschen von geringerem Stande und weniger Vorzügen, die eigenliebigen Ansprüchen nicht in den Weg treten, sondern vielmehr schmeicheln. Solche homines inferioris ordinis dienen dann dem Egoisten und Eiteln gar gut zur Folie seiner Vorzüge. In diesem Sinne behauptete schon der treffliche Möser: Die Kunst zu gefallen, bestehe nicht sowohl darin, daß wir Anderen, als daß Andere sich in uns gefallen. Wenigstens muß man diesen Satz gegen die Egoisten und Eiteln beherzigen, sobald man mit ihnen zurecht kommen, und sie in seinem Hause vergnügt sehen will. Sie, nur sie anzuhören und immer wieder anzuhören, unterhält sie besser, als wenn wir selbst sie unterhielten.

Wir wollen uns jedoch bei diesen bekannten Erscheinungen nicht länger aufhalten; und glauben nun wenigstens die vorzüglichsten und gewöhnlichsten

Arten der langen Weile aufgezeigt und betrachtet zu haben.

Nur noch eine Bemerkung dringt sich uns am Schlusse dieses Abschnittes bei dem Rückblick auf sein Ganzes auf. Gewiß darf man es, nach allem bisher Gesagten, als ein Mittel zur Menschenkenntniß empfehlen, daß wir aufmerksam zusehen und beobachten, bei welchen Gegenständen, Conversationen, Individuen und Gesellschaften sich die Einzelnen angenehm unterhalten oder langweilen. Denn sehr oft werden sich daraus die sichersten Folgerungen auf die Beschaffenheit ihres Kopfes und Herzens machen lassen. Wer z. B. sich Stunden oder halbe Tage lang mit Mückenfangen unterhalten oder beim Kaffeetische redseliger Frau Baasen verweilen mag, von dessen Kopfe wirst Du eben so wenig vortheilhaft denken können, wie von dem Herzen des Andern, der zum Zeitvertreibe seinen Hund oder Bedienten schlägt. So geben uns auch Manche, ohne daß sie es selbst wissen und wollen, den Schlüssel zu ihrem Innern, indem sie uns ihre Lieblingsbeschäftigungen und Unterhaltungen umständlich erzählen.

IV.

Verschiedenheit des Ertragens der langen Weile oder des Strebens dagegen — nach Verschiedenheit der Individuen.

Manches Hierhergehörige ist zwar schon im vorangehenden Abschnitte bemerkt worden, sofern es mit den Gegenständen desselben genau zusammenhing; gleichwohl wird eine noch nähere und besondere Erörterung des Thema's, welches die Ueberschrift des gegenwärtigen Abschnittes anzeigt, nicht ohne Interesse und Nutzen für die hellere Einsicht in das Ganze seyn.

Die vorangegangenen Betrachtungen haben gezeigt, wie sich die lange Weile in mehrere Arten abtheilen lasse, nach Maasgabe ihrer verschiedenen Veranlassungen und der individuellen Besonderheit der Menschen; und daß solchergestalt auf die Individualität der Subjecte hinwieder zurückgeschlossen werden könne — von den Dingen und Menschen, bei welchen sie sich langweilen oder nicht.

So wie sich nun die Langeweile in den verschiedenen Subjecten, nach deren besondern Organisation, nach der Wärme oder Kälte ihrer Säfte, nach der Beweglichkeit oder Trägheit ihres Gefühls, nach der Leblosigkeit und Stärke ihres Temperaments, nach

der Feinheit und Bildung ihres Geistes, nach Erziehung, Alter und Gewohnheiten verschieden erzeugt und äußert; eben so verschieden und vielfach modificirt ist auch ihre Art des Ertragens der langen Weile oder des Strebens und Auflehnens gegen dieselbe. Dieses Alles hängt mit der ganzen Individualität des Subjects innig zusammen; und darum wird auch die nun folgende Untersuchung nebenbei einige Gesichtspunkte und Winke zu besserer Beobachtung und Kenntniß der Menschen — hinsichtlich ihres Kopfes und Herzens an die Hand geben.

Menschen von phlegmatisch-asthenischem Temperamente, träge Köpfe ohne wahre Selbstkraft und lebendige Imagination haben bekanntlich gar oft lange Weile. Aber sie werden nicht stark von ihr gedrückt; sie ertragen sie am leichtesten, und widerstreben ihr am wenigsten. An ein geringes intensives Leben, an Beschränktheit der Begriffe, an einen langsamen und einförmigen Ideengang vermöge ihrer Natur gewöhnt, entsagen sie leicht und gerne jeder unruhigen Beschäftigung, jeder lebhaften Unterhaltung, jedem schnellen Aufschwunge ihres Geistes. Sie brechen auch, wenn es seyn soll, alle kräftigeren Lebensäußerungen, wozu ihr Kopf oder Herz durch fremde Veranlassungen sich erhoben hat, ohne Mißvergnügen wieder ab, um sofort wieder gedankenloser Ruhe oder gar dem süßen Schlummer heimzufallen. Kurz!

ihre vis inertiae überwiegt immer den Thätigkeitstrieb; und je weniger der letztere sich regt, desto weniger drückt auch gewöhnlich die lange Weile. Mangel an zugemessener Arbeit — Muße überliefert daher solche indolente Seelen meistens dem Nichtsthun und einem Halbzustande zwischen Wachen und Schlaf. Oder sie beschäftigen sich bei solcher Muße, welche kraftvollen und regen Geistern ein Sporn zu höherer Thätigkeit ist, mit armseligen Kleinigkeiten, nur damit ihr Leben nicht ganz eintrockne, nur damit sie nicht lebendigen Leibes verfaulen. Nicht selten bemerken wir auch, daß sich solche Menschen, um doch bisweilen ihr mattes Leben fühlbar aufzuregen und zu einer vollen Freude zu kommen, dem Trunke, der Bauchesluſt und andern die thierische Sinnlichkeit kitzelnden Genüssen hingeben. Ihre grobe und träge Natur verlangt dergleichen grobe und starke Reitze. Aber eben deßhalb begreifen sie auch nicht, wie bei diesem ihrem Sinnengenuß und Wohlleben sich feiner und geistiger organisirte Menschen gar oft langweilen und sehr unsanft afficirt werden; und darum wegeilen von solchen Schwelgereien — zu ihren bessern Vergnügungen, zu stillen Genüssen des Geistes, der Imagination und des Herzens. Es ist dann interessant zu sehen, wie gewöhnlich von jenen Leuten der sonderbare Mann verlacht oder bemitleidet wird, der es sich einfallen läßt, ihre Lustpartie abzuweisen,

um zu Hause ein gutes Buch zu lesen oder eigene Gedanken auf das Papier zu werfen. Sie meinen: man könne doch nicht immer studiren und schreiben; dieß sey eine gar zu anstrengende Arbeit, die man nur thun sollte, wann man müsse. Bei ihnen ist in der That auch jede Beschäftigung der Art ein Muß, ein Arbeiten invita Minerva; wie es ihre Natur begreiflicher Weise mit sich bringt, und ihre Produkte auch handgreiflich bewähren.

Menschen von lebhafterem und thätigerem Temperamente, von einem regen und ideenreichen Geist werden nur selten Langweile haben, indem es ihnen bei ihrer innern Regsamkeit und Gedankenfülle nicht leicht an immer neuem Stoffe für ihr Empfinden und Denken fehlen kann. Aber desto ärger werden sie sich von dem Dämon überfallen und gedrückt finden, sobald ihrem raschen Wirken und freien Ideengange unbesiegbare Hindernisse, beschränkende Aussendinge entgegentreten, z. B. eine aufgedrungene, ihrem Geiste nicht angemessene Arbeit, eine zeittödtende Feierlichkeit, ein frostiger Besuch u. dgl. Dann werden sie mürrisch und finster einhergehen, einsylbig und trocken seyn, wie Rousseau, wenn er von müßigen Besuchern überfallen wurde. Sie werden ihre Mißlaune, Ungeduld und Langeweile kaum verbergen können; und nun feindselig und mysanthropisch Jedem erscheinen, der sie nicht näher kennt.

Denn edler Unwille, Verachtung Anderer und ihrer selbst verdüstert ihren Geist, und lagert sich wie ein trüber Nebel um ihre Stirn, wenn sie sich mitten im leeren und gedankenlosen Weltgetreibe, unter Menschen ohne höhere Ideen und Lebenszwecke eingezwängt finden und nirgends hin ausweichen können. Ihre Sache ist es auch nicht, dieser höchst verdrüßlichen langen Weile, die sie da empfinden, eine leichte Diversion zu machen durch ein gleiches Nichtsthun, oder durch gleiche Tändeleien und Mikrologieen. Sobald sie aber nur können, stoßen sie den Dämon energisch von sich durch reelle Beschäftigung, durch ernste Geistesübungen, durch Lektüre und soliden Umgang. Man verstatte ihnen nur Freiheit; man lasse sie nur sich losreissen von jenem leeren Getreibe und geschäftigen Nichtsthun des großen Haufens, von jenen zudringlichen Menschen ohne Gehalt und Geist; man lasse sie dafür hineilen in ihre Stube zu ihren Büchern und zu ihrem Schreibtische, und sie werden sich dann schnell wieder emporrichten zur fröhlichsten Thätigkeit und Stimmung.

In der einsamen Stille, im dunkeln Haine, im friedlichen Landhause und überall, wo sie nur sich selbst oder wenige gleichgestimmte Menschen und die freundliche Natur um sich haben, wird es ihnen dann wieder so ganz wohl und frei um die Brust; und sie finden volle Ruhe, Nahrung und Befriedigung für

Kopf und Herz. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit großer Seelen, daß, während sie durch den Zauber ihrer Person und vorzüglichen Bildung für den vielfachsten Verkehr mit Menschen geschaffen sind, sie sich doch nur in der Einsamkeit, in der Freude an der ruhigen Entwickelung ihrer Natur ganz gefallen. „Ruhe, das höchste Glück auf Erden (sagt Zimmermann in seinem gehaltvollen, schon zu wenig mehr gelesenen Werke über die Einsamkeit) kommt sehr oft nur durch Einsamkeit in das Herz. Ruhe heißt aber nicht immer Müßiggehen oder Lungern im Schatten. Der Uebergang vom Lästigen zum Gefälligen, vom Geschäftszwange zur Philosophie ist auch Ruhe. Publius Scipio sagte darum: er sey niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe; und sey niemals weniger einsam, als wenn er allein sey. Starke Seelen werden durch Muße und Einsamkeit nicht eingeschläfert, sondern ermuntert; und indem sie sich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deßwegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen, verlangen sie nicht Ruhe für den Geist, sondern für das Herz."

Hohle Köpfe und Herzen plagt die Langeweile überall öfter und länger, als den mit mancherlei Wissen ausgerüsteten Geist, und als das mit regem und tiefem Gefühle die ganze Menschheit umfassende edle Gemüth. Jenem fehlt es immer an dem, was

das innere Leben erfüllt, an einem ergiebigen Ideen-Vorrath, an kräftigem Aufschwunge und Aneinanderreihen der Gedanken, am wahren Sinne für das höhere Geistige, am lebendigen Gefühl für die nähern und entfernten Angelegenheiten der Menschheit, endlich am reinen Sinne für die Natur und die Sprache Gottes aus ihr. Sind sie nun sich selbst überlassen, werden sie nicht durch irgend einen äußern Gegenstand auf Etwas hingestossen, und durch starke Reitze bewegt; so fühlen sie dann nothwendig die vollendete Hohlheit und Armuth ihres Wesens, und fliehen darum vor nichts mehr, als vor diesem Alleinseyn mit sich selbst. Sie sind deßhalb eigentlich die Leute, die immer nach Gesellschaft und Zerstreuungen jagen, obgleich sie auch da oft zu ihrer eigenen innern Leerheit nichts weiter erringen, als ein Gefühl der gleichen Leerheit Anderer.

Ein gebildeter Kopf und ein gebildetes gefühlvolles Herz sind mithin allenthalben, in Gesellschaft, wie in der Einsamkeit, im engen Zimmer, wie in der weiten und freien Natur, herrliche Verwahrungsmittel gegen die Langeweile und Leerheit des Lebens. Sie geben überall Stoff und Anlaß zur Thätigkeit, zum Denken und Fühlen, zu den reinsten und selbstständigsten Genüssen. Eine solche Cultur des Kopfes und Herzens verdanken wir nun vorzüglich den W i s s e n s c h a f t e n und dem durch sie beförderten

Nachdenken über den Menschen und die Natur. Durch die ächte Wissenschaft wird Kopf und Herz erweitert, erwärmt, erleuchtet und erfüllt; was ließe sich zu ihrem Lobe noch mehr sagen, als dieß? —

Wie ganz in seiner Fülle und höheren geistigen Würde fühlt sich der Mensch, dem jezt zuerst eine wichtige Wahrheit aufdämmert, und dann, wenn er diesem Dämmerlichte weiter folgt, sich in ihrem vollen Glanze enthüllt. Die Geisterwelt offenbart sich nun seinem Auge; sein ganzes Wesen giebt sich nun hin diesem höheren Anschauen und Denken; er fühlt sich frei vom Staube der Erde, und sein beflügelter Geist findet sich gesättigt und beglückt in den Lichtgefilden der Wahrheit. Je mehr er hier mit eigener Kraft auf- und hinabsteigt in die Höhen und Tiefen des menschlichen Wissens, je mehr er hier aus sich selbst findet und producirt, desto inniger und reiner wird sich sein Kraftbewußtseyn und das damit verbundene frohe Lebensgefühl äußern. Wie oft entzückt nicht solchergestalt den Denker eine neue Ansicht, eine neue inhaltsschwere Idee, die er seinem Geiste abgewonnen hat? Wie fühlt sich nicht der geniale Dichter begeistert und erhoben durch ein einziges treffendes Bild, das ihm seine Imagination producirte? In Wahrheit! es gehet nichts über die Geistesfreude des Genies, wenn es sein: „ich hab' es gefunden" ausrufen kann. Die größte Summe reinen Selbstge-

fühls, das innigste Leben muß in solchen Augenblicken jedes wahre Genie beglücken. Denn hier fühlt es nur sich selbst und sein freiestes Regen; hier wird es nur von seiner eigenen Kraft getragen. Im genialen Kopfe, als dem höchsten Grenz- und Lichtpunkte des menschlichen Geistes, hat das Ich seine weiteste Expansion, seine vollste Freiheit, sein lebendigstes Kraftgefühl. Hier, wo sonach die größte Fülle mit der größten Freiheit der Ideen verbunden ist, findet sich auch der höchste und schönste Gegensatz der langen Weile.

Durch die Cultivirung der Wissenschaften und schönen Künste werden also Kopf und Herz am besten gewaffnet gegen jene Angriffe von Lebenssattigkeit, Monotonie und langer Weile. Der Umgang mit ihnen stärkt eines Theils den Kopf, indem dieser dadurch an Selbstthätigkeit gewöhnt wird; und erweitert denselben andern Theils, indem sich durch die vermehrten Kenntnisse, neuen Gesichtspunkte und Bestrebungen seine Thätigkeitssphäre immer weiter ausbreitet. Aber eben dieser Umgang mit den Wissenschaften und Künsten bildet und erweitert auch das Herz; es wird dadurch empfänglicher für reine Gefühle, nach mehreren Richtungen hin expandirt, auf alle Seiten und Angelegenheiten der Menschheit und ihres Verhältnisses zum Welt-Ganzen lebendiger gerichtet. Kurz! einem gebildeten und selbstthätigen

Geiste bieten sich überall Gegenstände für sein Nachdenken, Beobachten und Untersuchen dar; und zu einem gefühlvollen gebildeten Herzen spricht mit Interesse der Einzelne, wie die gesammte Menschheit, das einzelne Naturwesen, wie das weite Universum.

Aeußere Vergnügungen, Zerstreuungen und Geschäfte sind nicht jederzeit bei der Hand, und auch nicht jederzeit geschickt, Geist und Herz in angemessene Thätigkeit zu versetzen. Statt unser Inneres auszufüllen und zu befriedigen, überliefern sie es vielmehr öfters einer Leerheit und Verstimmung, die auch noch einige Zeit nachdauert, und den freien Gebrauch unserer Kräfte hemmt. Als eines der gewöhnlichsten und darum auch einleuchtendsten Beispiele darf man nur so manche Convenienz-Gesellschaft anführen, der sich gerade die gebildete Klasse am häufigsten hingeben muß. Welche Leerheit und Bindung unseres Wesens fühlen wir da nicht öfters; was für unangenehme Nachklänge davon verfolgen uns nicht oft bis in unsere einsame Stube? — Nur nach und nach werden wir in der Einsamkeit, bei wieder frei gewordenem Leben uns von jenem Zwange und jener Verstimmung wieder erholen, und dann freilich unsere Unabhängigkeit und den Genuß unserer selbst doppelt schätzen.

Es ist ungleich leichter, die lange Weile in der Einsamkeit zu vertreiben, wie in der Welt; weil

uns dort alle unsere Kräfte zu freiem Gebrauche überlassen, hier aber vielfach beschränkt, niedergedrückt oder genommen sind. Je weniger wir daher im zwangvollen Verkehre mit der Welt stehen, je weniger wir uns einmischen und hineinziehen lassen in das ewige Einerlei von Assembleen und lärmenden Lustparthien; desto geschickter werden wir zum Umgange mit uns selbst, und desto unabhängiger von Andern werden. Dieß gilt wenigstens bei dem Manne von gebildetem Kopfe und Herzen, dem sich das weite Gebiet der Wissenschaften aufgeschlossen, und der dadurch vielfache Hülfsquellen gefunden hat zu eigener Beschäftigung und reichem Geistesgenusse. Ein solcher Mann, der in sich selbst den besten Anreiz und Stoff zur Thätigkeit hat, dessen Wirkungskreis und Thatkraft durch ein umfassendes Wissen, geübtes Denken und energisches Gefühl erweitert und erhöhet ist, wird sich aber auch im Nothfalle mitten unter hemmenden Aussendingen, mitten in einer langweiligen Gesellschaft, unter Gecken und Pinseln, sobald sie ihm nur freie Ueberlegung und Ruhe lassen, der langen Weile erwehren können. Nur Ruhe und Freiheit muß er dabei haben; er muß sich zur Noth in einen Winkel setzen dürfen, um die Gesellschaft im Vordergrunde zu beobachten, ohne zugleich jeden Augenblick durch eine schaale Frage, durch eine aufgedrungene Witzelei oder unbedeu-

tende Anekdote von jenen Leuten im Vordergrunde geneckt zu werden.

In Gesellschaften kleiner Städte, wo Jeder sich im Voraus zu allgemeinem Vergnügen oder Mißvergnügen, zu allgemeiner Kurzweile oder Langweile verbindlich macht, gehet freilich eine solche Isolirung mitten in der Versammlung nicht wohl an; hierin haben daher die Bewohner größerer Städte einen bedeutenden Vortheil voraus. Diesen ist es immer eher erlaubt, bei dergleichen Gesellschaften, die sich da mehr zufällig zusammenfinden, zu kommen oder zu gehen, wenn es ihnen gefällt; zu sprechen oder nicht zu sprechen; sich in den Strudel hinein zu mengen oder beobachtend in der Ferne zu halten. Und eben darum drückt die Langeweile auch vorzugsweise kleinstädtische Gesellschaften, wo sich Alle unisono benehmen und vernehmen lassen müssen; und wo dem Menschenbeobachter, auch wenn er hier noch etwas Bedeutendes zu beobachten fände, gar keine Zeit und Freiheit zum Beobachten vergönnt ist. Noch andere Gründe für diese kleinstädtische Gesellschafts-Langeweile werden wir übrigens weiter unten zu bemerken nähere Veranlassung haben.

Der muntere und ideenreiche Kopf wird sich also, läßt man ihm nur einige Freiheit und Ruhe, zur Noth auch bei den langweiligsten Gesellschaften und Gelegenheiten dennoch unterhalten und zerstreuen

können. Er darf dann nur nicht seine Fassung verlieren, sich nicht dem Verdrusse und der Bitterkeit überlassen, sondern mit dem philosophischen Gedanken aufrecht erhalten: daß es eine nützliche Uebung sey, bisweilen auch der langen Weile in den Schoos zu fallen, und ihr dann, soviel es sich thun läßt, durch irgend Etwas eine Diversion zu machen. Denn allerdings gewinnen wir hierbei an Gewandtheit und Geschicklichkeit im Gebrauche unserer Kräfte; so wie der Jüngling an Ausdruck und Wendung seiner Sprache gewinnt, wenn er seine Gedanken bisweilen in Verse einzwängen muß. Oft giebt der Unwille eben so, wie die Liebe, Verse ein, und erweckt Verstand und Phantasie. Desto angenehmer und pikanter sind dann meistens solche Gedanken, die wir nur so erschlichen, oder den äußern Hindernissen des Denkens gleichsam abgezwungen haben; es sind Perlen auf dem Miste gefunden, geistige Blitze, die uns nun besonders deßhalb erfreuen, weil sie uns an diesem Orte und zu dieser Zeit überraschen. Wie angenehm und lebhaft ergreift uns nicht so bisweilen eine neue Idee dort in der Kirche oder im Cour-Zimmer oder Musiksaale; und während Andere in einer öffentlichen Gesellschaft gähnen oder tändeln, meditirt jener in der Ecke stehende Denker über mancherlei Gegenstände, oder spinnt auch wohl an einem angefangenen literarischen Produkte behaglich fort. Oft er-

weckt und befeuert hier auch das nitimur in vetitum; und wir thun und denken jetzt das um so lieber und besser, was wir zu dieser Zeit und an diesem Orte nicht thun und denken sollten. Die Geistes-Lascivität und Zügellosigkeit, der wir dann vermöge jener Erbsünde nachgeben, erzeugt nun nicht selten die besten Einfälle, wahre Ausbrüche von Genie, Laune und Witz; und der Comus und Satyr wetteifern um den Vorrang im Stechen, Stoßen und Geißeln.

Wird aber der gute Kopf mit Gewalt an ein gewißes Denken gefesselt, und von seinem eigenen muntern Ideengange ab- und in das phlegmatische uninteressante Denken oder Nichtdenken Anderer hineingezogen; dann fühlt er freilich den schweren Druck der langen Weile stets um so mehr, je besser, lebhafter, genialer und kenntnißreicher er ist. Während eben dieser Zeit mag sich dagegen der schaale Schwach- und Alltagskopf an den mancherlei Kleinigkeiten oder Nichts der Conversation vortrefflich ergötzen, und in die über die Gesellschaft verbreitete Geistesruhe oder geschwäzige Flachheit sich in der Art fügen, daß es ihm nicht einfällt, etwas Besseres zu verlangen.

Je elastischer, freier und selbstständiger aber ein Geist ist, um so mehr muß er auch jeden Druck und jede unnatürliche Fessel fühlen. Je weiter sein Gesichtskreis und je größer sein Streben nach immer größerer Erweiterung ist; um so mehr muß ihn

jede Einengung desselben schmerzen; um so lästiger müssen ihm auch alle die kleinen Guckkästen seyn, die Andere ihm so oft vorhalten wollen, um ihn zu verhindern, daß er über sie und ihre kleinen Guckkästen hinaussehe. In vielen Fällen sieht er aber um so begieriger und freier darüber hinaus, sobald er nur kann; und es kümmert ihn dabei wenig, ob sich dieses Weitersehen nun eben schicke und höflich sey oder nicht. Kurz! er macht es, wie es Leute von Genie überall zu machen pflegen; er stellt sich trotzig und ungeberdig gegen alle dergleichen Geistesbeschränkungen und Guckkasten-Spielwerke; und durchbricht alle solche Fesseln und Barriéren, sobald sie ihm zuviel Zwang anthun wollen, mit Ungestümm. So zeigten sich Rousseau und Petrarca; so zeigen sich alle Männer von gleichem Genie in denselben Lagen. Von Petrarca bemerkt in eben dieser Hinsicht Zimmermann so treffend: „er hatte freilich einen unruhigen Kopf; er war freilich sehr oft nirgends gerne, als da, wo er nicht war und nicht seyn konnte; er konnte sehr oft nicht, was er wollte, und wollte eben so oft nicht, was er konnte; er suchte immer etwas, das er nicht fand; kurz, Petrarca hatte alle gewöhnlichen Fehler eines Mannes von Genie."

Ungefähr ein Gleiches gilt von dem Herzen. Je besser, zarter, feingebildeter dieses ist, desto

öfter und stärker wird es durch Aussendinge und das bunte Getreibe der Menschenwelt niedergedrückt, eingeengt und beleidigt.

Findet es nun nicht Ruhe und Nahrung in sich selbst, im Bewußtseyn seiner reinen Natur, im Hinblick auf die edlere Menschheit und einige würdige Repräsentanten derselben; so wird vorzüglich ihm die ganze Welt bald öde und leer, langweilig und verhaßt. Je mehr es in sich selbst die bessere Menschheit fühlt oder im lebensvollen Ideale anschaut, um so weniger werden ihm die gewöhnlichen Menschen und deren alltägliches Treiben Genüge leisten, um so häufiger wird es dann mit unserem seelenvollen Schiller die Empfindung theilen:

Wenn mich die Menschheit entzückt im Zauberspiegel der Dichtung;
Sind mir die Menschen verhaßt; denn sie zerbrechen das Glas!

Aber sobald es sich von diesen Alltagsmenschen und ihrem Getreibe wieder abwenden und in sich selbst zurückkehren darf; so wird es sich auch wieder gehoben fühlen, durch eigene Kraft, und wieder erweitert werden durch alle die besseren Gefühle und Ideen, die ihm die stille Betrachtung der äussern Natur und der geistigen Welt in reichem Maase darbieten. Zur Idealwelt durch eine höher gestimmte Einbildungskraft emporgetragen, und Alles

in der Wirklichkeit nur von dieser idealen Ferne aus und in Beziehung auf das Weltganze betrachtend, wird sich nun die Seele der Fülle ihrer geistigen Gefühle hingeben und da, wo sie sich so gleichsam mit dem Universum verschmelzt oder dieses in sich aufgenommen hat, sicherlich den größten Genuß und die wenigste Langweile haben.

Ohne Tiefe des Gefühls, ohne Regsamkeit und Expansion des Herzens zieht dagegen die Welt lebensmatt und liebeleer vor uns vorüber; wir erblicken überall nur ungeistige Elemente, zertheilte und sich bekämpfende Kräfte, disharmonische Erscheinungen. Aber für eine gefühlvolle Seele lebt jede Blume, ertönt göttliche Sprache und Liebe aus jedem Naturwesen, reget sich überall in der Welt die schaffende und ordnende Gottheit.

Die indische Feinheit und Regsamkeit des Gefühls, jene den Bewohnern südlicher Länder eigene Schwungkraft des Herzens und der Phantasie, hat daher im Frühleben des Menschengeschlechts die reichste und schönste Götterlehre erzeugt, von welcher selbst die sinnreiche griechische wahrscheinlich nur eine Nachbildung war. Sey sie immerhin Fabellehre; so hat sie gleichwohl das menschliche Gemüth in den Zeiten beginnender Cultur auf die unschuldigste und zarteste Weise erfüllt, und Tod und lange Weile aus der Schöpfung verbannt.

Unser Schiller (in dem Gedichte: die Götter Griechenlands) sagt uns dieses in den herrlichen Worten:

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Was sich noch weiter — als etwa auch zu gegenwärtigem Abschnitte Gehöriges bemerken ließe, findet sich indessen theils schon in dem vorangegangenen bemerkt, theils erst tiefer unten im Zusammenhange mit andern Gegenständen zu erörtern.

Einige moralische Bemerkungen gehören aber wohl noch hierher.

Der langen Weile darfst und sollst du dich entschlagen, sobald du immer kannst, und deine Verhältnisse es dir erlauben. Ist lezteres aber nicht der Fall; nun so ertrage sie mit Fassung und Geduld; und bedenke, daß sie eines der vielen Uebel in der Welt ist, welches auch seine gute Seite hat. Wenigstens wird dich dessen Ertragung in der Geduld üben, und brauchbarer und gewandter machen im Weltumgange. Bedenke, daß wenn du dich bei Andern langweilst, du ihnen gleiche lange Weile dagegen machst oder zu andern Zeiten schon gemacht

hast, oder leicht noch machen kannst. Bedenke ferner, daß sie dir jederzeit erträglicher seyn wird, je weniger du sie unerträglich findest und mit Ungestümm dagegen kämpfen wirst. Im leztern Falle gewährt sie dir nicht einmal den negativen Vortheil, daß sie deine Thätigkeit hemmt und so die Consumtion deiner Kräfte aufhält. Du wirst überhaupt weniger von ihr geplagt werden, je mehr du dich an ihre mancherlei Arten und Gestalten gewöhnst, und von je mehreren Seiten du deine Kräfte entwickelt hast, um dieselben, wenn sie nach einer Richtung hin zurückgeschlagen werden, dafür nach einer andern ins Spiel setzen zu können. Also gewöhne dich an vielseitige Thätigkeit, und mache dir so wenig, als möglich, solche fixe Lieblingsbeschäftigungen und Lebensweisen eigen, von denen du dich nicht wieder bei der ersten Aufforderung mit liberalem Sinne los machen könntest. Ueberhaupt sey und bleibe ein Mann, der sich in seiner Gewalt hat! Dann wirst du jede Art von langer Weile am leichtesten ertragen, und auch am leichtesten wieder von dir weisen können.

V.
Vom rechten Gebrauche der Einsamkeit und Einbildungskraft — zum Schutze gegen lange Weile.

Nur wenige Menschen befinden sich in der Lage, daß ihnen Gesellschaft und äussere Zerstreuung immer zu Gebote stehen; die meisten werden gar oft auch zur Einsamkeit gezwungen, und müssen sich dann mit sich selbst unterhalten. Besitzen sie nun keine Kräfte und Hülfsmittel zu eigener stillen Beschäftigung, oder wissen sie dieselben nicht gehörig zu gebrauchen; so wird sie eine nur etwas fortdauernde Einsamkeit der Leere und langen Weile überliefern; und sie werden vor der lästigen und traurigen Gesellschaft mit sich selbst fliehen, wie vor einem Feinde. Dieß zeigt sich unverkennbar bei so Vielen, die nur in der äußern Welt und durch deren Impulse zu leben gewohnt sind; bey denen kein wahres inneres Thätigseyn statt findet; keine wahre Erregung ohne immer neue Reize von aussen her; es zeigt sich, um es kurz zu sagen, bei allen Alltagsmenschen ohne idealen Sinn.

Höher gestimmte Gemüther und Geister aber können die Einsamkeit nicht hassen. Sie werden sie vielmehr öfters suchen und allen äusseren Zerstreuungen weit vorziehen. Denn ihnen verursacht das

Alleinseyn kein trauriges Gefühl der Leere; sie empfinden und denken da nur um so lebendiger und besser, wo ihnen alle Kräfte des Empfindens und Denkens zum freiesten Gebrauche überlassen sind. Für diese ausgezeichneten Geister, für diese Virtuosen im idealischen Leben gilt darum eigentlich der schon bemerkte Satz: daß man sich in der Einsamkeit der langen Weile immer eher zu entschlagen wisse, wie in der Gesellschaft; ein Satz, der eben deßhalb auch der großen Mehrzahl gewöhnlicher Menschen paradox erscheint und in der That auch auf sie nicht paßt.

Immer aber wird auch der bessere Mensch, der die Einsamkeit liebt und öfters sucht, ihren rechten Gebrauch von ihrem leichten Mißbrauche zu unterscheiden lernen müssen, wenn sie ihm anders wahrhaft befriedigend und nützlich seyn soll. Ueber die Vortheile und Nachtheile der Einsamkeit im Allgemeinen soll indessen hier nicht gesprochen werden; denn dieses Thema ist schon vielfach und gründlich, besonders von Zimmermann und Garve, abgehandelt worden. Wir sprechen hier nur von dem einsamen Leben in Bezug auf die lange Weile; und wie ferne sich diese, die man gemeinhin für Eines mit der Einsamkeit zu nehmen pflegt, aus lezterer gerade am ersten und besten verbannen lasse.

Hier kommt dann immer das Meiste auf die Art

an, wie wir die Einsamkeit gebrauchen und ausfüllen; auf die Richtungen unseres Geistes und Herzens; auf die Beschäftigungsweise, und vorzüglich auch auf die Richtung und Farbe unserer Einbildungskraft. Denn wenn dem Einsamen eine bestimmte, ernste Beschäftigung fehlt; so muß ihn alsdann vorzüglich die Imagination mit ihren Bildungen zu unterhalten und in leichte Thätigkeit zu setzen vermögen. Er muß sich beim Mangel eigentlicher Arbeit, oder zur Erholung nach der Arbeit, in seinem Geiste angenehm die Zeit zu vertreiben, und erweckende Phantasieen, Ideen, Gefühle aus sich zu produciren wissen; was ihm aber nur vermöge einer regen und wohl cultivirten Imagination gelingen kann.

Es gehört jedenfalls ein munterer und reicher Geist, eine starke und ruhige Seele, eine gesunde und lebhafte Einbildungskraft, und besonders auch ein gesunder Körper dazu, um die Einsamkeit lange, ohne daß sie uns langweilig und drückend werde, auszuhalten. Diese mehreren Voraussetzungen treffen aber nicht sehr häufig zusammen; und wenn dann gleichwohl ein Mönch aus seiner Zelle oder ein Staatsgefangener aus seinem Kerker nach mehrjährigem Alleinseyn, noch kräftig, heiter und gesund an Körper und Geist, wieder in die Welt tritt, so verdient er mit Recht den Beifall und die Bewunderung der Welt. Ohne viel physische, intellectuelle und

moralische Kraft läßt sich totale Einsamkeit nirgends lange mit Gleichmuth oder gar mit Wohlbehagen ertragen. Sie hat an sich immer etwas Langweiliges und Melancholisches. Denn der Mensch ist von Natur gesellig; strebt nach Mittheilung und Umgang mit seines Gleichen. Soll er also diesen Naturtrieb für einige Zeit beschwichtigen, und die Einsamkeit behaglich finden können; so muß ihn hierbei irgend ein enthusiastisches Streben, irgend ein wichtiger, seine Seele ganz erfüllender Zweck festhalten, und eine ungemeine Denkkraft und vorzüglich heitere Imagination unterstützen. Dann, aber auch nur dann, wenn ihn solche ungemeine Strebungen und geistige Kräfte impulsiren, wird er nützliche und große Dinge in der Einsamkeit vollbringen, und damit nachher die Welt, ja oft sich selbst überraschen. Denn nur der Einsame lernt so den ganzen Vorrath der ihm verliehenen Kräfte recht kennen; während der immer zerstreute Weltling auch die wenigen eigenen Hülfsquellen zu nützlichem Wirken, wenn er sie nicht schon zwecklos erschöpft hat, leicht außer Acht läßt.

Für gewöhnliche Menschen taugt öftere und lange Einsamkeit nichts; eben weil sie sich da selbst überlassen sind, und immer mehr in Trägheit, Unthätigkeit und Stumpfheit versinken. Zuletzt werden sie dann so gleichgültig gegen alle Angelegenheiten der Welt und Menschen, so beschränkt in ihren

Bayerische Staatsbibliothek München

geistigen Bedürfnissen, so dumm und todt, so zusammengewachsen mit der Einförmigkeit und Leerheit ihres Lebens, daß sie nur noch vegetiren und selbst für die lange Weile kein Gefühl mehr haben. Der moralische Mensch ist in ihnen ertödtet, und nur der physische lebet noch fort; kurz! sie sind und leben, wie der große Haufe der Mönche und Anachoreten immer gewesen ist und gelebt hat.

Um also nicht in diese mönchische Stumpfheit und Dummheit zu verfallen, muß man irgend eine begeisternde Thätigkeit, irgend ein nützliches Geschäft, irgend einen großen, alle unsere Kräfte herausfordernden Lebenszweck in die Einsamkeit mitnehmen. Berufsarbeiten oder Lieblings-Beschäftigungen, welche es nun seyen, die sich Dir jetzt darbieten; sie werden Deine einsamen Stunden ausfüllen und keine lange Weile aufkommen lassen, sobald Du sie nur con amore und mit einer gewißen Begeisterung, nicht aus taglöhnerischem Zwange, wie der gemeine Haufe, anfassest und verrichtest. Hast Du ein Steckenpferd, nun so reite jetzt in diesen einsamen Stunden, wenn Du von Berufs wegen nichts Anderes zu thun hast, lustig darauf fort. Aber wähle Dir ein Steckenpferd, das Dich nicht nach kurzem Ritte dort in einen faulen Sumpf oder tiefen Morast absezt, sondern zu einem Ziele bringt, wo sich Dir eine freie und schöne Aussicht, irgend ein nützlicher Erfolg

aufdeckt. Das Beste ist wohl, wenn Du Deinen Beruf selbst mit Steckenpferds-Liebe treibst, oder Lieblingsgeschäfte so behandelst, daß sie auch den ernsten Zwecken Deines Lebens und Berufs mittelbar dienen. Hier kommen wir schon wieder zu unserem liebsten und besten Steckenpferde, zur Litteratur. Denn wo gäbe es ein anderes, das dem Berufsleben, sofern dieses nicht von der niedrigsten Art ist, und allen sonstigen vernünftigen Lebenszwecken so förderlich wäre? Umgebe Dich also, wenn Du allein bist und Muße hast, mit den vorzüglichsten Geistern der alten und neuen Zeit, mit Griechen, Römern, Franzosen, Engländern und Deutschen. Und stehen Dir Kopf und Herz am rechten Flecke, bist Du selbst, in Vergleichung mit jenen ausgezeichneten Geistern, kein Feuerländer oder Samojede; so wirst Du gewiß in ihrem Umgange keine Langeweile, noch geistige Beschränkung oder Ertödtung fühlen. Studire diese Heroen der Litteratur, und denke mit ihnen; dann werden sich in Dir mehr Schwungkräfte enthüllen, als Du selbst geahnet hast; es wird sich Dir eine herrliche innere Welt aufschließen, während Du Dich gegen die äußere verbirgst.

Aber dieses geschäftige oder speculative Leben im einsamen Zimmer muß doch immer wieder mit dem Leben und Wirken in der Welt wechseln. So verlangt es unsere Natur, Bestimmung und Pflicht.

Denn nur durch Umgang und Handeln mit und in der Welt wird hinwieder das abgeschiedene Leben gehörig gehoben und auf nützliche und verständige Zwecke hingeleitet; indem der Mensch auch in der Einsamkeit zum Wohle der Gesellschaft mitwirken soll. Ohne diese Beziehung auf das gesellschaftliche Wohl wird sonst der Einsame entweder eine Menschen-Carricatur, oder ein Wilder; ein nutzloser, an Geist und Seele verarmter Kapuziner, oder ein Thiermensch, gleich dem Orang-Utang.

Beim gehörigen Wechsel der Gesellschaft und der Einsamkeit, und bei Benutzung der letzteren zu ernsthaften Zwecken kann dagegen der gute Kopf gerade in der stillsten Abgezogenheit oft am nützlichsten für die Welt wirken. Er lebt still und scheinbar müßig innerhalb seiner vier Wände; bemüht sich mit nichts, als mit Lesen und Schreiben; und der unruhige Schwarm von Welt- und Geschäftsleuten nennt ihn wohl auch einen pedantischen Stubengelehrten, einen Buchstaben-Menschen, einen Bücherwurm. Aber was ist alles dieses Welt-Gerede und Murren gegen sein eigenes Gefühl der schönsten und nützlichsten Kraft-Anwendung, von welcher er schon auch zu seiner Zeit dem Publikum Rechenschaft geben wird? Wissenschaftliche Arbeiten erfodern oft unumgänglich eine anhaltende Entfernung und gänzliche Absonderung von der Welt. Neune man auch immerhin die Men-

schen, welche sich damit abgeben, Buchstaben-Menschen, so geschieht doch ohne diese Buchstaben-Menschen nichts Bedeutendes in irgend einem Zweige menschlicher Cultur und bürgerlicher Vervollkommnung; und jede neue Idee, die ein solcher Buchstaben-Mensch zu Tage fördert, wirkt unmittelbar oder mittelbar ein in das allgemeine Leben der Gesellschaft *).

Hat aber auch der Einsame nicht gerade immer einen bestimmten Gegenstand der Beschäftigung zur

---

*) „Mancher wirkt, sagt Zimmermann in seinem Werke über die Einsamkeit IV. Th. S. 277., in der Einsamkeit mit seiner Feder für weit mehr Menschen Gutes, als das rüstigste Geschäftsmännlein durch das Perpetuum mobile seiner zwei Beine. Gelehrte Einsamkeit und ein völliges Leben im Schlafrock ist ein sehr ehrwürdiges Leben. Denn wer sagt Euch, daß dort im Schlafrock nicht weit größere Kräfte ausgeübt werden, als hier in allen unsern Stiefeln? Wenn die innere Thätigkeit des Menschen nur immer Bezug auf nützliche Gegenstände hat, so ist der Gebrauch seiner Kräfte gut. Wer Jünglinge unterrichtet, oder auch irgend ein nützliches Buch schreibt, hat noch immer Umgang mit der Welt, und ist gewiß oft sehr thätig zu ihrem Besten. So einsam und beschaulich sein Leben auch immer seyn mag; so emsig er sich auch immer von den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt auf eine Weile loswickelt; so thätig bleibt er im Grunde doch immer für die Gesellschaft, indem er ihr laut aus seiner Kammer sagt, was er ihr unter den Fesseln der Geselligkeit, der Höflichkeit und des Respectes verschweigt.“

Hand; so wird er sich deßhalb in einsamer Muße doch nicht langweilen, sobald er nur überhaupt mit Geist, Herz und Phantasie gehörig ausgerüstet ist. Dann wird er oft den süßesten Genuß gerade in jenen Augenblicken finden, wo kein bestimmtes Object seine Aufmerksamkeit fesselt, sondern sein Geist nur bei den mancherlei Gegenständen verweilen darf, die ihn gerade jetzt anziehen. Phantasie und Verstand setzen sich dann freiwillig und unvermerkt in die leichteste Thätigkeit, und verschmelzen sanft in einander, so, daß abwechselnd eines dem andern von seiner Wärme und Kraft, von dem Vorrathe seiner Bilder oder Gedanken mittheilt.

So erzählt Lichtenberg *) von sich selbst, wie er in einem hohen Grade die Gabe besitze, sich gesunde Tage zu Nutzen zu machen; wie ihn alsdann seine Einbildungskraft, seine treueste Gefährtin nie verlasse; wie er hinter dem Fenster stehe, den Kopf zwischen die zwei Hände gestützt; und wenn der Vorübergehende nichts, als den melancholischen Kopfhänger sahe, so thue er sich oft das stille Bekenntniß, daß er im Vergnügen wieder ausgeschweift habe.

Freilich gehört dazu ein gewißer Grad natürlicher Lebhaftigkeit der Imagination und des Verstan-

*) In seinen nachgelassenen vermischten Schriften. I. Th. S. 11.

des; eine gewiße Fülle und Fruchtbarkeit beider, wenigstens nahe kommend derjenigen, die einen Lichtenberg in seinen einsamen Stunden so vollauf unterhalten konnte. Daher kommt allerdings bei Leuten, denen es entweder an lebendiger Imagination oder an einem thätigen und gedankenreichen Verstande oder gar an beiden fehlt, mit einer dergleichen Gedanken-Audienz nicht viel heraus. Sie wissen entweder nicht einmal, was diese heisse, oder was für ein besonderes Vergnügen darin liegen möge; oder sie haben jedenfalls eine solche Audienz, die sie dem langweiligen Menschen, ihrer eigenen Person, vergönnen, gar bald herzlich satt. Denn ihre ehrenwerthe eigene Person giebt ihnen ja nichts zu denken und zu empfinden.

Solche Menschen können daher jenes besondere Vergnügen unmöglich fühlen, das in dem behaglichen Nichtsthun und doch auch Thätigseyn, in dem leichten Ideenwechsel und Phantasieenspiel, in dem freien Lustwandeln des Geistes liegt. Der Mann von Kopf und Imagination dagegen findet eben darin einen seiner liebsten Genüsse, und häufig das beste Erholungsmittel von anstrengenden Geschäften.

Die trauliche Abenddämmerung (dieses physische und geistige Zwielicht, das so gerne den Kopf ins Gefühl versenkt), ein loderndes Kaminfeuer, ein Spaziergang im Freien, eine Pfeife Taback oder auch

ein Lehnstuhl, worin sich der Geist mit dem Körper sanft hin- und her- oder einwiegt; diese und ähnliche Dinge sind dann jener Gedanken-Audienz noch weiter förderlich, so fern sie die dazu gehörige Gemüthsbehaglichkeit und Stimmung begünstigen. Denn durch dergleichen, obwohl an sich unbedeutende Dinge wird eine Mannichfaltigkeit der Vorstellungen befördert, die Aufmerksamkeit aber doch nicht strenge fixirt; es wird dabei dem Denken und Phantasieren Freiheit gelassen, und ihnen dennoch auch immer neuer Stoff und Anreitz zur Thätigkeit zugeführt.

Der wahre Spieltrieb und die Freiheitsliebe regen sich im geistigen Individuum jederzeit um so stärker, je energischer und reiner dieses selbst organisirt ist. Daher regt und zeigt sich eine kräftige innere Natur schon in des Kindes Art und Selbstständigkeit zu spielen; in seiner Spiellebhaftigkeit, Spiel-Idealität und Individualität. Verstand und Einbildungskraft zusammen geben aber diesen Spieltrieb im Kinde, wie im Manne; nur mit dem Unterschiede, daß da beim Kinde die Imagination den Verstand noch überwiegt, hier noch Alles Spiel ist, und jedes Spiel wie Ernst behandelt wird; hingegen beim Manne, wo der Verstand sehr oft die ganze Imagination, die Realität alle Idealität bereits verschlungen hat, Alles zum Ernst wird, und selbst in seinen Spielen nur selten noch reines Spiel ist.

Es wird sich daher weder der bloße abstracte Philosoph, noch auch der bloße Imaginations- und Gefühlsmann den Genuß jenes Gedankenspiels leicht auf die rechte Art zueignen können. Der Erstere wird nämlich mit seinen Gedanken allzubald eine fixe und gespannte Richtung annehmen, und dann wieder, statt des freien Ideenspieles, sich neue Gedankenarbeit machen. Der Leztere aber wird sich allzu leicht im hochfliegenden Phantasieren, in mystischen oder excentrischen Gefühlen verlieren, und so, statt des sanften Ganges wechselnder Gedanken und Empfindungen, sich in Gefühls-Ueberspannung und Visionen verirren. Nur derjenige Kopf wird daher der Gedanken-Audienz in gehöriger Art, Stärke und Gedeihlichkeit fähig seyn, in welchem Verstand und Einbildungskraft, Gedanken-Reichthum und Fülle der Empfindung glücklich vereinigt sind; z. B. ein Montaigne, Rousseau, Lichtenberg, und wer immer, mit einem diesen Geistern verwandten philosophisch-poetischen Geiste begabt ist.

Neben der Freiheit, in welcher sich jede Geisteskraft überhaupt so behaglich findet, liegt bei der Gedanken-Audienz auch noch ein besonderes Vergnügen darin, daß wir unvermuthet auf manche interessante Idee kommen, neue Combinationen machen oder alte Gedanken und Empfindungen erneuern, die seither in unserer Seele geschlafen hatten.

Alsdann tritt der innere Mensch überhaupt unbefangener, klarer und vollständiger vor unsern Blick; alsdann erreget wohl auch der eine oder andere hellere Punkt desselben vorzugsweise die Aufmerksamkeit, und wir verweilen einige Augenblicke dabei; sey es auch nur, weil uns eben dieses hellere Licht jetzt vergnügt. Auf diese Weise finden wir aber oft — spielend die nützlichsten Resultate, und machen in unserm eigenen Gemüthe Entdeckungen, worauf wir durch absichtliche Forschung vielleicht nie gekommen wären.

Oder wir rekapituliren unsere Lieblings-Gedanken, gewiße Lebensmaximen oder angenehme Jugendgefühle. Dadurch wird unser Gemüth theils belebt und vom Zauber der Empfindsamkeit durchwärmt, theils, und dieß ist noch mehr werth, in seinem Selbstgefühle geläutert und im Charakter gestärkt. Aeußere Vollkommenheit, Manier holt und erwirbt man sich in der Welt; Charakter, innere Gediegenheit und Kraft der Seele in der Einsamkeit. — Und eben in diesem Betrachte ist oft eine einzige Stunde, scheinbar müßig bei stiller Gedanken-Audienz in einsamer Stube hingebracht, mehr werth als die beste Gesellschaft oder Lectüre. Denn wenn wir so bisweilen im Stillen unser Ich belauschen, und dasselbe ohne Prunk und Zwang — in naturalibus mit allen seinen Eigenheiten, Neigungen,

Tugenden und Fehlern vor uns hintreten lassen; so müssen wir dadurch am ersten zu unpartheiischer Selbstkenntniß gelangen, welche ja der Anfangs- und Endpunkt wahrer Philosophie überhaupt ist. Von ungefähr entdeckt sich Manches am leichtesten und vielseitigsten; und dieß gilt auch von so manchen Winkeln unseres Gemüths, welche sich dem, der sie planmäßig, wie ein Polizeispion durchsuchen will, gerade am ersten verschließen. Es geht uns hier mit uns selbst nicht viel besser, wie mit Andern. Denn sobald diese merken, daß wir sie beobachten wollen, so verbergen sie sich desto geschickter. Die schwache Menschennatur spielt überhaupt so gern die Kokette, und betrügt sich selbst im Spiegel der Eigenliebe; und nur in unbewachten Augenblicken, und gleichsam durch einen coup de main läßt sie sich bisweilen ergreifen und schauen, wie sie ist.

Aeußerst wichtig für das ganze Lebensglück ist besonders die Beschaffenheit und Richtung unserer Einbildungskraft. Von ihr hängt die Fülle und Heiterkeit unseres Lebens, so wie das Gegentheil, d. h. die größere oder geringere Summe von langer Weile, die wir zu erleiden haben, zunächst ab. Von ihr, ihrer Richtung und ihrer Disciplin, als Schutzmittel gegen die lange Weile, müssen wir sonach etwas ausführlicher sprechen.

Was dem Menschen, mitten in der Sinnenwelt und als sinnliches Wesen, wo ihn der Naturzwang überall zu beherrschen und niederzudrücken drohet, dennoch am ersten seine Freiheit bewahrt, ihm am ersten die Schwingen zur höheren Region des Uebersinnlichen lüftet und hebt, was wäre es Anders, als die Einbildungskraft, als eben diese wunderbare Kraft in uns selbst, die Irdisches und Himmlisches, Naturnothwendigkeit und Geistesfreiheit in ihren Bildungen vereinigt? Auf ihren Flügeln erhebt sich der Mensch vom Joche des sinnlichen Bedürfnisses und Zwangs, und streift, obgleich seiner sinnlichen Natur nach der Naturnothwendigkeit unterworfen, gleichwohl deren drückende Fesseln ab, indem er sie zu selbstgeschlungenen sanften Banden verschönert, den schweren Stoff in leichte gefällige Formen faßt und vertheilt.

Als Schöpferin freier Formen, als die geniale Tochter eines selbstthätigen Geistes spricht die Imagination mit Recht das Verdienst an, die schöne Mittelstufe zu begründen, wodurch sich der Mensch vom Naturzwange allmählig zur Freiheit, sein Sinnenwesen allmählig zur reinen Intelligenz erhebt. Durch sie schafft er sich die sonst gewaltsam auf ihn eindringenden Aussendinge und Weltverhältnisse um in freie ästhetische Gegenstände, die ihn nun nicht mehr überwältigen, sondern nur rühren und auffor-

dern zur Selbstthätigkeit. Und in so fern ist denn auch die ästhetische Form, wie schon von Andern behauptet worden, die untere Potenz der Vernunftform. Die Einbildungskraft ist das Vermögen der Anschauungen auch ohne Gegenwart der Gegenstände. Ihre Bilder sind mithin Anschauungen im Innern der Seele, die nicht unmittelbar durch äussere Gegenstände gegeben sind, sondern von der Imagination selbstthätig hervorgerufen werden. Diese schafft sich entweder Bilder, die von den wirklichen Dingen ganz verschieden sind, nach eigenen Zusammensetzungen und Formen, obgleich ihr auch hierbei der Stoff zuvor von aussen zugeführt worden seyn muß; und heißt alsdann productive Einbildungskraft, oder auch vorzugsweise Phantasie. Oder sie vergegenwärtigt sich, führt blos anschaulich zurück in die Seele die schon ehemals angeschauten Gegenstände, und wie solche ehemals angeschauet worden; und heißt in dieser Hinsicht reproductive Einbildungskraft. In beiderlei Beziehungen bleibt aber ihr Charakter — immer Selbstthätigkeit, Freiheit im anschaulichen Spiel mit den Dingen, deren Bilder sie so oder anders, heute oder morgen im vollen Sonnenglanze oder bloßem Mondlichte vor die Seele stellt und nach Belieben darin schalten läßt, so, daß sich oft mit vieler Mühe kaum die

Hauptgesetze entdecken lassen, wonach die vielfach verwickelte Association jener Bildungen geschieht.

Auch schon als bloße Sinnenwesen (denn die Imagination selbst gehört eines Theils dem Vermögen der Sinnlichkeit an) reißt uns somit diese geniale Kraft los vom absoluten Naturzwange oder vermag es wenigstens, sobald sie nur die gehörige Stärke und Richtung erhalten hat. Erst durch sie bekommt die äußere Welt für den innern Menschen eine bestimmte Gestalt und Farbe; durch sie und sofern sie in jedem Einzelnen wieder eine Individualität der Anschauungen, ihrer Aufeinanderfolge und Verbindung begründet, entstehet auch jedem Einzelnen seine individuelle Welt, die er so gewissermaßen aus sich selbst producirt.

Diesen aus der Freiheit der Einbildungskraft hervorgehenden Idealismus wird auch kein Philosoph irgend einer Schule, auch nicht der entschiedenste Realist in Abrede ziehen. Was wären wir doch ohne dieses idealistische Spiel? — ewige Sklaven der Wirklichkeit, niedergebeugt von der Allgewalt des groben sinnlichen Stoffes; nirgends freie Weltbeschauer, wie wir's durch die Imagination seyn können. Was wäre — ohne die Formgebung oder Bildung eben dieser Imagination die ganze Welt für uns Anderes, als blos ein wildes und verwirrtes Chaos der im Streite befangenen Naturdinge,

ein Conflict gestaltloser Körper und richtungslos sich drängender Kräfte.

Durch die Bilder der Imagination werden alle äußeren Verhältnisse und Beziehungen auf uns wesentlich bestimmt. Sie wird daher stets nach dem Verhältnisse ihrer Kraft, Fruchtbarkeit und Richtung, unser gesammtes Lebensglück entweder mächtig fördern oder stören, unser widriges Schicksal vielfach lindern oder vermehren, wie die gemeinste Erfahrung täglich zeigt. Darum ist die Cultur und Disciplin der Einbildungskraft ein sehr wesentliches Erforderniß der Erziehung zur wahren Lebensphilosophie. Aber wie wenig noch wird dieser Gegenstand von gewöhnlichen Pädagogen beachtet; wie wenig bekümmern sie sich um die Entwickelung und den Gang der Imagination ihrer Zöglinge, so lange sie bei diesen nur nicht mit sichtbarer Gewalt ausschlägt und Thür und Riegel durchbrechen will! Erst in den spätern Jahren, wo diese Kraft bereits verbildet oder zu festen Richtungen ausgewachsen ist, denkt man noch bisweilen an eine Art von Cultur derselben, eben weil nun die Folgen der bisherigen Uncultur allenthalben vordringen. An die Zügelung der Imagination schon beim Knaben und Jünglinge auf der Schule legt man so selten ernstlich Hand an; was Wunder dann, wenn der nun der Universität übergebene junge Mann gern seine

Freiheit mißbraucht, und im Vollgefühle der Kraft keine Schranken für ihren Gebrauch anerkennen will? —

Doch wir nehmen hier die Sache nicht zunächst von der moralischen Seite, wo die Bildung der Imagination allerdings auch von den wesentlichsten Folgen ist. Denn bekanntlich wirkt ja die Imagination auf das Begehrungs-Vermögen überhaupt sehr stark ein; und Gesinnungen und Neigungen hängen so immer von der individuellen Associationsart unserer Imaginations-Vorstellungen gar sehr ab *).

Die ästhetische und pragmatische Ansicht ist es, die uns hier vorzugsweise beschäftigt. Das heißt: die Kunst des frohen, muntern und regen Lebens soll unser Ziel seyn; und für ein besonders wirksames Mittel dazu müssen wir eine richtig entwickelte und gebildete Imagination ansehen. Wenn nämlich Frohsinn und Lebensfülle überhaupt mehr von angenehmen innern Anschauungen und Gefühlen, als von äußeren Gegenständen und Genüssen, wenn selbst diese lezteren in ihrem Einflusse auf uns wieder von der Beschaffenheit jener abhängen; so läßt es sich wohl nicht verkennen, daß unser Lebensglück

*) Besonders gründlich und ausführlich verbreitet sich darüber Maaß in seinen Versuchen über die Einbildungskraft und die Leidenschaften.

zunächst das Produkt ist von unserer gutorganisirten und ausgebildeten Imagination. Und somit wird es nicht am unrechten Orte seyn, wenn wir uns hier über die wesentlichsten Grundsätze oder Regeln der Bildung dieser so wichtigen Kraft etwas näher aussprechen.

1. Frühzeitig schon muß die Imagination zu entwickeln und zu üben gesucht werden, solange sie sich noch in jugendlicher Regsamkeit, im unbestimmten Zustande des kraftvollen Emporstrebens befindet. Denn von einer solchen frühzeitigen Ausbildung hängt ihre intensive und extensive Stärke, d. h. ihre Lebhaftigkeit und ihr Umfang am meisten ab. In der Periode des Ueberganges vom Knaben zum Jüngling oder vom Mädchen zur Jungfrau ist nun gewöhnlich die Imagination in ihrer vollsten Regsamkeit und Bestimmbarkeit; und hascht und greift um so begieriger nach Bildern jeder Art, durch je weniger Eindrücke und Bilder sie überhaupt noch bestimmt und erfüllt worden ist. Ihre Empfänglichkeit für neue Bildungen und Ideen-Verbindungen ist da am größten und reinsten, am wenigsten noch abgestumpft durch die Mannigfaltigkeit von Affectionen; und noch am wenigsten einseitig fixirt durch bestimmte Arten derselben. In diese Periode fällt mithin der wichtigste Zeitpunkt für ihre Ausbildung. In dieser Periode beschäftige man daher die leben-

dig aus- und aufstrebende Imagination mit den Künsten der Mahlerei und Musik, mit vorzüglichen Dichtern und Romanen, mit eigenen poetischen und prosaischen Geistesversuchen. Oder man überlasse sie auch zuweilen bloßem Gedankenspiele, einem freien Hin- und Herfluge in der Einsamkeit bei nächtlicher Stille, auf Spaziergängen mitten unter dem mannichfachen Leben und Schöpfungsprunke der Natur. Kurz! man thue nicht, was troz aller neuern Pädagogik, der gemeine Haufe der Erzieher noch heutzutage meistens thut; man ertödte und zermalme die jugendliche Einbildungskraft nicht schon im aufsprossenden zarten Keime durch ewiges trockenes Sprachenlernen, durch ewiges altkluges Moralisiren und Dressiren für die Welt, durch immer eingeschlossenes Leben in düstern Schulstuben, und ängstlich zugemessene Arbeit oder Erholung für jede Viertelstunde, so, daß dem armen Zöglinge von seinem langen Tage nichts übrig bleibt zur eigenen freien Wahl im Arbeiten und Vergnügen.

Aber, entgegnen die Erzieher und Väter, durch diese eure Wärm- und Brüt-Methode für die Imagination wird der junge Mensch leicht ein Romanenheld, ein phantastischer und excentrischer Kopf, für welchen die nachherige Wirklichkeit eben so wenig passend und erfreulich seyn wird, wie er für sie. Hierauf antworten wir: Die Imagination soll ja

nicht allein entwickelt werden auf Kosten der übrigen Kräfte; und eben damit sie nachher nicht ausarte und ausschlage, soll man sie bei Zeiten bilden und discipliniren. Um aber dieses zu können, muß man ja doch erst die Kraft aus ihrem Keime aufschießen und saftreiche Wurzeln schlagen, muß man mit Einem Worte, die Kraft erst zur Kraft werden lassen. „Aber beim Himmel, fragen wir weiter mit Jean Paul (in seiner herrlichen Levana), also was Welt und Zeit ohnehin entkräften, dieß wollt ihr schon gleich kraftlos ins Feld stellen? Und ordentlich handelt ihr, als ob von den späteren Jahren, von den Niederungen des Lebens allmählige Erhebung zu erwarten wäre, anstatt Versinkung, und man nicht zuvorzukommen und zu übereilen habe? Solltet ihr nicht wenigstens mit den geistigen Augen umgehen, wie mit leiblichen, vor die man anfangs nur Hohlgläser vorlegt, die am wenigsten verkleinern, weil ohnehin deren Gebrauch immer hohlere und mehr verkleinernde abzwingt?"

Nichts entwickelt und erweitert aber gewöhnlich in der Jugendperiode die Einbildungskraft mehr, als das nun allmählig erwachende Gefühl der Liebe; dieses zugleich sanfte und unruhige Gefühl, bei dessen Erwachen erst sich die Idealwelt in der jungen Seele aufschließt und zum Zauberlande ausbildet. Die Liebe ist daher ein vorzüglich wichtiger Gegen-

stand für die Cultur der Imagination; und nimmt in dieser Hinsicht die feinste Aufmerksamkeit des Erziehers in Anspruch.

Die Beschaffenheit und Bildungsweise dieses allumfassenden Gefühls gibt gar leicht der ganzen Einbildungskraft ihren besonderen Rhythmus und Ton, und eine oft lange Zeit andauernde gute oder schlimme Richtung. Daher sich vielleicht öfter, als man gewöhnlich glaubt, der nachherige Charakter, die besondere Sinnes- und Lebensweise des Mannes aus seiner ersten Liebe erklären ließe; bei Männern wenigstens, die wegen ihrer vorherrschenden lebhaften Imagination überhaupt zu den Imaginations-Menschen gehören. Solche werden, ist der Gegenstand ihrer ersten Liebe ein reines Himmelskind, eben dadurch vor allem gemeinen und unedlen Leben am kräftigsten verwahrt; fallen sie aber gleich anfangs einem grobsinnlichen Weibe in die Arme, so werden sie mit diesem in den Schlamm gemeiner Lust auf immer gezogen.

In dieselbe Periode, in der sich die Einbildungskraft am leichtesten entwickeln und erweitern läßt, weil sie sich hier am kräftigsten schon aus sich selbst evolvirt, fällt aber auch aus dem nämlichen Grunde die größte Gefahr ihrer Verbildung und Verirrung. Und darum soll sie nicht übermäßig, und, wie wir bereits sagten, nicht einseitig auf Kosten

der übrigen Seelenkräfte beschäftigt werden. Mit den Uebungen der Imagination müssen daher Verstandes-Beschäftigungen abwechseln, mit der Lectüre von Dichtern und Romanen, Sprachenstudium und Geschichte; mit dem einsamen poetischen Leben lebendiges Schauen und thätiges Eingreifen in die Menschenwelt. Der Jüngling blicke und strebe mit hellem, muthigem Auge in die Wirklichkeit; aber das Ideal in seiner Seele bleibe ihm voranleuchtend, um forthin höhere Lebenswärme und Kraft, gleich der Sonne, von Oben herab seinem Wesen und Thun mitzutheilen.

2. Die Einbildungskraft muß — und dieß gilt besonders auch von den früheren Jahren — mit möglichst mannichfachen und angenehmen Bildern zu erfüllen und anzubauen gesucht werden; dann wirkt sie wie eine freundliche, schön bemahlte Tapete, die ihr gefälliges Colorit über alle Gegenstände des Zimmers verbreitet. Durch eine solche Einsammelung angenehmer Bilder gewinnt dann die Einbildungskraft Heiterkeit und Fruchtbarkeit; zwei Eigenschaften, von welchen unser inneres Frohseyn, die Fülle unseres geistigen Lebens ganz vorzüglich abhängt. Denn ist nur das Colorit der Imagination lebhaft und helle, so ist es auch meistens unsere ganze Ansicht des Lebens. Besitzt nur jene eine gewisse Mannichfaltigkeit und Wärme der Anschauun-

gen, so ist auch gewöhnlich unser Empfinden und übriges Seyn mannichfaltig angeregt. Die Bilder der Einbildungskraft sind ja der vorzüglichste Stoff, woran der Mensch — im Genusse seiner selbst, bei seinem eigensten innern Leben festhält und zehret. Die Einbildungskraft nimmt aber allen ihren Stoff aus der äußern Welt, da sie für sich selbst keinen produciren kann; und darum ist es nöthig, ihr diesen Stoff für ihre Bildungen in möglichster Anmuth und Mannichfaltigkeit zuzuführen.

Ohne einen dergleichen Vorrath von angenehmen, durch die Aussenwelt immer neu dargebotenen Vorstellungen ist es der Imagination nicht möglich, lange in Vollkraft zu bestehen und damit belebend auf die Seele zu wirken. Sondern sie verzehrt sich solchenfalls bald in sich selbst und versiegt; oder sie verfällt in Ermangelung naturgemäßer Anschauungen auf Chimären, fixe Ideen, düstere und melancholische Gebilde. Und leztere Abirrung findet immer um so leichter Statt, je mehr Spannkraft die Imagination an sich besitzt, die sie alsdann — bei der Einförmigkeit und Unbedeutsamkeit des äussern Stoffes — an Absurditäten und Nullitäten ausläßt.

Viele und interessante Lectüre, öfteres Reisen, öfteres offenes Anschauen der Natur-Mannigfaltigkeit durch alle Reiche, Umgang mit lebhaften und gedankenreichen Köpfen und besonders auch mit fein-

fühlenden und geistreichen Frauen; dieß sind die besten Mittel, der Imagination immer neue und angenehme Bilder zu verschaffen. Vorzugsweise gilt dieß vom Reisen, indem sich bei solchem mehrere der angeführten Mittel zu vereinigen pflegen. Da ist Wechsel der Gegenden und der Naturerzeugnisse, Wechsel der Menschen hinsichtlich der Charaktere, Bildung und Sitten. Durch den Genuß der freien Luft, durch die körperliche Bewegung und wechselnde Beschäftigung aller Sinne, durch die Losgebundenheit von den gewöhnlich beengenden Geschäften gewinnt da die Imagination mehr Freiheit, Elasticität und Leben.

Hat sich dann auf diese und andere Weise die Imagination einmal ihren gehörigen Bilder-Vorrath angelegt, und wird dieser von Zeit zu Zeit durch einen angemessenen Stoff ergänzt; so sezt sich damit im Menschen ein Frohsinn, eine lebendige und lachende Ansicht der Welt fest, die nicht blos in jungen und gesunden Jahren, sondern oft bis ins schwächliche Alter fortbesteht. Jeder wird in dem Umkreise seiner Bekanntschaften einen solchen Immerfröhlichen kennen, welchem das Leben aus unversieglichen Quellen stets neu und frisch zu sprudeln scheint; vorzüglich unter Dichtern, vielgereisten und vielbelesenen Männern. Indessen muß doch die Jugendgluth, die begeisternde Idealität der Frühzeit, so wie

das Leben überhaupt, so auch diesen durchwurzelnden, permanenten Frohsinn gründen und reifen. Das Alter schauet dann immer noch zurück nach jenem Morgengestirn, und drehet sich mit seinen stillen Freuden um dasselbe, wie um ihre Central-Sonne.

3. Die Einbildungskraft muß fortgesezt in ihrer Selbstthätigkeit und Freiheit durch zwanglose Uebungen zu erhalten gesucht werden. Das heißt: wir sollen uns in Stunden glücklicher Muße dem aus sich hervorsprudelnden Spiele der Imagination frei überlassen, oder sie in ihren weniger heitern und freien Momenten mit Gegenständen beschäftigen, die ihren Wiederaufflug und selbstthätigen Gang befördern. Also werde sie nicht, wie so häufig geschieht, niedergedrückt und bis auf die Wurzel zermalmt durch das Joch unausgesezter Berufsthätigkeit, oder durch die Eiskur ausschließender Verstandes-Beschäftigung. Der Endzweck des Lebens, zu dem wir munter hinstreben sollen, die Eine Idee des Göttlichen, worauf unser gesammter Mensch ruhen und durch sein ganzes Leben empor gehalten werden soll, liegt ja nicht in der Entwickelung und Stärke blos einer Kraft; vielmehr gehören alle Kräfte des Menschen und somit auch seine Einbildungskraft in den göttlichen Plan Einer Bildungsschule zusammen. Eine allgemeine einförmige Ausbildung der Kräfte, eine gleichförmige Ab-

richtung der Menschen ist hier jedoch nicht gemeint, sondern Bildung jedes Einzelnen zum Höheren nach Maasgabe seiner individuellen Natur.

Sobald wir aber unausgesezt nach einzelnen bürgerlichen Zwecken hinarbeiten, von einzelnen Neigungen und Leidenschaften getrieben werden, oder die Denkkraft allein üben und anstrengen; dann ist es nothwendig um alle Freiheit und Energie der Imagination gethan. Dann drückt ihre Bildungen der stets geschäftige Verstand darnieder mit seinen begränzenden Begriffen; dann finden ihre freieren Spiele keinen Raum und kein Gehör mehr neben der Berufsarbeit, die einen sichtbareren Ertrag gibt; dann kann sich die geniale Ungebundenheit und Mannichfaltigkeit der Vorstellungen und Strebungen nicht regen und hervorthun neben dem beschränkenden Machtgebote der einzelnen Leidenschaft oder Willensrichtung. Auf solche Weise verliert dann aber die Imagination ihr wahres Wesen, d. h. ihre mannichfache Bestimmbarkeit und geniale Selbstbildungskraft.

Gewöhnlich verliert sie dann an Freiheit und Kraft in eben dem Maase, als der Mensch in äusserer Gewandtheit oder Denkkraft und überhaupt in der Brauchbarkeit zu irgend einem Brodfache fortschreitet. Wie leicht verwandelt sich dann aber eben dieser Berufs- und Fach-Mensch in eine bloße

Geschäfts= und Fach=Maschine, vom Menschen der Gattung in ein abgerissenes Menschen=Bruchstück, blos bestehend aus Kopf, oder gar nur aus Händen und Füßen. Statt der freien und überblickenden Ansicht des Lebens, wobei der Mensch seine eigene Freiheit bewahrt, drückt ihn nun eine nöthigende Wirklichkeit, die unmittelbare Gewalt der Aussenwelt darnieder. Glücklich dann noch, wenn er sich mitten in seiner engen Sphäre so weit vergessen kann, daß er an keine andere Weise des Seyns, an keine höhere Lebensansicht glaubt, vielmehr dergleichen ideale Vorstellungen für lächerliche Chimären hält! —

Leicht bringt es aber der einseitig gebildete Geschäftsmann, der einseitige, pedantische Fachsgelehrte, der mercantilische Speculant so weit; und sind sie einmal so weit gekommen, so muß man sie auch lediglich ihrer Weise überlassen. Solche Sclaven der Materie kann die ideale Welt, die freiere Thätigkeit der höheren Imagination nimmermehr anziehen und aufrichten.

4. Doch muß auch die Selbstthätigkeit der Imagination hinwieder beschränkt werden, damit sie nicht einer noch höheren Selbstthätigkeit, unserer Vernunft Abbruch thue. Denn ist sie gleich frei, und darf sie gleich frei seyn in ihren Bildungen; so hat sie doch auch ihre Gesetze der Ordnung und Unter=

ordnung, und soll daher nicht zügellos schalten und walten. Aber man schwäche sie darum doch nicht im Keim und in der Wurzel. Denn keine Kraft bedarf direkter Schwächung in sich selbst, sondern, wenn sie wirklich sthenisch ausschlagen will, blos der Stärkung und Uebung ihrer Gegenkräfte (indirekter Schwächung).

Um die gesetzlose Herrschaft der Einbildungskraft zu hindern, giebt es indessen mehrere, aber gleichfalls frühzeitig anzuwendende Mittel; wie sie wohl Jeder selbst am besten, nach der besondern Beschaffenheit und Richtung seiner Imagination, finden, und zur Anwendung bringen kann, sobald es ihm nur ein Ernst damit ist.

Das bekannte Principiis obsta! gilt hier in Ansehung mancher imaginären Ausschweifungen, die uns über den Kopf zu wachsen drohen, vor allem Andern. Aber wie bemerkst und erkennst Du dieselben gleich in ihren geringen Anfängen? Nicht anders, als durch Erfahrung des vorausgegangenen Aehnlichen und in Zusammenhaltung mit Deiner sonstigen Individualität. Denn was bei einem Andern nur ein leicht vorüberziehendes Schattenbild seyn mag, wird vielleicht bei Dir und Deiner Ideen-Association ein Dein ganzes Wesen durchschlagender Blitz.

Dann suche überhaupt über die Wirkungsweise

Deiner Imagination dadurch Herr zu werden, daß du ihre Thätigkeit oft geflissentlich aufforderst, und eben so oft geflissentlich unterdrückst.

In dieser Beziehung gewöhne Dich, selbst bei den angenehmsten inneren Anschauungen und Bildungen bisweilen plötzlich abzubrechen, um eben so leicht auch zu einer andern Zeit lästige und melancholische Bilder entfernen zu können.

Suche Dir auch von den wichtigeren Dingen und Verhältnissen des Lebens, vorzüglich was künftige Ereignisse betrifft, möglichst bestimmte Begriffe zu bilden; damit Dir die Imagination kein mit der Wirklichkeit zu stark contrastirendes Gauckelspiel vormache, damit Du weder zu viel hoffen, noch zu viel fürchten mögest. Vor den finstern, vielgestaltigen Poltergeistern der Furcht, die Dir die Gegenwart verkümmern, hast du dich vorzüglich zu hüten. Nichts hilft aber gegen die Furcht mehr, als eine kecke Stirn und ein fester Blick, gerichtet auf die Gegenwart, die mit der Zukunft schwanger geht. Deutlichkeit der Begriffe, möglichst bestimmte Erkenntniß der Objecte durch die Sinne benimmt den Bildern der Phantasie allenthalben ihre vage Weite und damit auch ihre größte Schlagkraft.

Sobald dagegen unsere Einbildungskraft zügellos wird, so beraubt sie uns im andern Extreme wieder eben der Freiheit, welche wir durch sie zuerst ge-

gen den Naturzwang errangen. Und leicht können alsdann die ausschweifenden Phantasieen, die chimärischen Trugbilder, die fixen Ideen, die sich nun unserer Seele bemächtigt haben, uns abhängiger und unglücklicher machen, als die wirklichen Dinge der Welt. Diese verändern sich doch gewöhnlich bald wieder, und kehren sich oft von selbst zum Bessern um. Aber jene selbstgeschaffene Imaginationswelt hat tiefe Wurzeln geschlagen, und naget nun, wie ein Krebs, an unserm Innern fort.

Wer so weit seine Imagination aus der Gewalt verliert, hat sich selbst gewißermaßen verloren; denn keine andere Seelenkraft bemächtigt sich leicht in diesem hohen Grade auch der übrigen Seelenkräfte. Er wird alsdann, statt daß er mit den Bildern seiner Imagination spielen sollte, ihr Spiel, ihr passives Instrument! —

Philosophie und Umgang mit der Welt sind ohne Zweifel die kräftigsten Zügel gegen alle dergleichen imaginäre Ausschweifungen und Verirrungen. Die Erstere, weil sie, richtig aufgefaßt und angewendet, Verstand und Vernunft erleuchtet und stärkt; der Leztere, weil er uns mit der Wirklichkeit und Wahrheit der Dinge in fortdauernder Verbindung erhält. Beide sind wahre Ableiter und Kühlanstalten gegen eine zu feurige Imagination, können aber eben darum auch, wenn sie übermäßig appli-

cirt werden, den ganzen Stamm mit der Wurzel verderben.

Am Ende läßt sich wohl in Ansehung der gesammten Richtung und Bildung der Imagination, so wie unseres ganzen Lebens, Alles auf die Regel zurückführen: daß Imagination und Vernunft immer Hand in Hand wandeln sollen. Jener diene dann die Poesie, dieser die Philosophie zum Wecker und Führer. Nicht Vereinzelung und Trennung der Kräfte, sondern ihre Vereinigung führt zur vollendeten Humanität, wie zur reinsten und schönsten Lebensfülle. Was vereinigt und hält aber alle diese Kräfte in Einem höheren Bande zusammen? — Nur das Ideal, die Idee des Göttlichen, das Heilige, oder wie man es sonst nennen mag, das in der Jünglings-Seele zuerst glühet und hoch sich aufrichtet zum eigentlichen Schwer- und Lichtpunkte, um welchen sein ganzes nachheriges Leben zu laufen hat. Durch diese Centralsonne wird dann alles Streben unserer verschiedenen Kräfte gehoben, durchdrungen und zu Einem Ziele verbunden.

Ein Ideal der Art lebet doch einmal in der Seele eines Jeden, hebet und adelt jede jugendliche Brust *).

---

*) „Jeder von uns, heißt es in Jean Pauls Levana I. Th. S. 87., hat seinen idealen Preis-Menschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei oder ruhig zu machen strebt. Am hellsten schauet Jeder diesen

Der Unterschied ist nur, daß sich im Fortgange des Lebens das Ideal bei dem Einen mit der Wirklichkeit vermengt und in die Umgebungen versenkt, bei dem Anderen aber hoch und unerreichbar fortleuchtet über seinem Seyn und Wirken. Bei Jenem fällt es mehr und mehr herab zum gemeinen Maasstab, verträgt und vergleichet sich mit Allem, was ist und wie es gewöhnlich ist; beim Leztern bleibt es das höhere Gottesbild, dem der innere

---

heiligen Seelengeist an in der Blüthezeit aller Kräfte, im Jünglingsalter. Wenn nur Jeder es sich recht klar bewußt wäre, was er damals hatte werden wollen, und zu welchen andern und höheren Wegen und Zielen das eben aufgeblühete Auge hinaufgesehen, als später das einwelkende! Denn sobald wir an irgend ein gleichzeitiges In- und Umeinanderwachsen des leiblichen und des geistigen Menschen glauben, so müssen wir auch die Blüthezeiten beider zusammenfallen lassen. Folglich wird dem Menschen sein individueller Ideal-Mensch am hellsten (wenn auch nur hinter Wünschen und Träumen) gerade in der Vollblüthe des Jugendalters erscheinen. Und zeigt sich dieß nicht in der gemeinsten Seele, welche z. B. während dieses Durchgangs vorher und nachher in sinnliche und habsüchtige Liebe gesunken, einmal in edler culminirt? Später verwelkt bei der Menge der Idealmensch von Tag zu Tag, und der Mensch wird, fallend und überwältigt, lauter Gegenwart, Geburt der Noth und Nachbarschaft. Aber die Klage eines Jeden: Was hätt' ich nicht werden können! bekennt das Daseyn oder Dagewesenseyn eines ältesten Adams neben und vor dem alten Adam."

Mensch mit Ehrfurcht und mit Liebe zugleich anhängt, das ihn aber mit dem äußern Leben nie ganz versöhnt. Jenem gehet die Idealwelt unter in der wirklichen; dem Andern verschwindet die wirkliche, obgleich er noch öfters mit ihr kämpft, doch nach und nach in seiner Idealwelt. Jener wird mit Einem Worte mehr und mehr ein prosaischer Mensch; der Leztere hingegen bleibt ein poetischer im wahren Sinne, und läutert sich als solcher mehr und mehr.

Der Unterschied zwischen prosaischen und poetischen Naturen ist dann durchgreifend durch alle Verhältnisse des Lebens, im Handeln und Leiden. Die prosaische Natur wird überall mit dem Gemeinen und Gewöhnlichen forttreiben, ohne vom Hohen und Tiefen begeisternd erhoben, noch demüthigend erschüttert zu werden. Das poetische Gemüth dagegen wird zwar oft zwischen dem Hohen und Tiefen hin- und hergeschleudert werden; aber eben so oft auch beseligt dem Höheren sich nahen und heilig in die geistige Tiefe versenken, die mitten inne liegende Welt unbefangen nur von der Ferne schauend.

Am glücklichsten und sichersten mag ohne Zweifel der leben, der zu rechter Zeit bald an dem Boden der wirklichen Welt standhaft und verständig festhält, bald sich auch mit ätherischer Schwungkraft und Leichtigkeit zum Idealen erheben kann; in dessen

Leben daher ein schöner Wechsel der Prosa und Poesie waltet. Bei solchem Wechsel gedeihet dann rein-menschliches Seyn und Wirken, Einklang des Gefühls und Verstandes, der Einbildungskraft und Vernunft. Indessen lebt die große Mehrzahl der Menschen, zufolge ihrer Geistesmittelmäßigkeit und des dadurch begründeten mächtigeren Einflusses der Aussenwelt auf ihr Inneres, immer mehr prosaisch, als poetisch. Denn die poetische Weltanschauung, wie der höhere Thatentrieb, erheischt eine warme und geflügelte Imagination, so wie ein durch höhere Maximen gestärktes, an Abstraction und freie Selbstübung gewöhntes Denk- und Willens-Vermögen; welches Alles beim gewöhnlichen Menschen sich nicht zusammenfindet.

Meistens dauert daher unsere Lebenspoesie nur für Augenblicke oder höchstens ein paar Stunden, während uns die Prosa Jahre hindurch gähnend durch's Leben führt. In ihrem Joche ziehen wir gewöhnlich die sechs langen Tage der Woche fort; und dann erst, wenn es gut gehet, erscheint der eigentliche Sonnen-, Feier- und Freuden-Tag, an welchem sich behaglich ausruhen und ins ideale Land wallfahren läßt. Gerade so sind wir nur in den glücklichern Geistesmomenten zum Versmachen aufgelegt; und legen dafür unsere Werktags-Ideen, un-

ser schlichtes Denken, wie es gewöhnlich ist und seyn kann, in der breitern Region der Prosa nieder.

Wie möchte sich Jemand auch so weit vergessen, seinen gehorsamsten Bericht an die Vorgesezten in Versen einzureichen, oder seine Predigt in einen Roman einzukleiden? Wahr und bekannt ist es aber gleichwohl, daß Derjenige selten als eminenter Kopf in irgend einem Fache glänzen wird, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben, im Jugendalter, und besonders wenn er verliebt war, Verse gemacht hat. Wer nicht wenigstens einmal da, wo ihn die erste Fülle und Spannkraft des aufblühenden jugendlichen Geistes überraschte, sich dergestalt von lebendigen Gefühlen und Ideen durchdrungen, begeistert und aufgeregt fand, daß ihm das Ergießen derselben in Versen zum Bedürfniß ward, und, so zu sagen, unwillkührlich kam; von dessen Geiste läßt sich nicht leicht etwas Großes und Ungewöhnliches erwarten; es fehlt demselben an Fruchtbarkeit, Wärme und Energie. Für Poesie ganz unempfänglich, wird er sich auch nicht einmal zu einer vorzüglichen Prosa erheben, überall dagegen an geistlosen hergebrachten Formen und Phrasen, an der Routine und dem Schlendrian, wie an einer Leimruthe festhangen.

Noch mehr aber ist die Alltagsseele zu bedauern, die es bei ihrer Schwerfälligkeit nicht vermag, sich jezuweilen im Leben von ihrer prosai-

schen Monotonie zur Poesie zu erheben. Wie traurig, wenn sie immer ohne erholendes Zwischenspiel und irgend einen lyrischen Anklang aus höheren Sphären in dem engen Geleise ihres Werktagslebens forttritt, gleich dem Mühlpferde, welches sein Rad stets in demselben Kreise drehet! Mit Centnerlast drückt sie gar häufig das Leben, ohne daß sie im Stande wäre, das Gewicht zu erleichtern, oder ihre schwerfällige Erdenhülle, wie der Schmetterling die seine abzuschütteln. Dieß vermag dagegen der Mann, der bei einem höheren und tieferen Gefühle, bei einer über das Gewöhnliche gesteigerten und geübten Denkkraft, bei einer reichen Imagination und lebendig entwickelten Philosophie die Gabe besitzt, die Wirklichkeit und sein Leben in den meisten Fällen als ein bloßes Spiel seiner eigenen Empfindungen und Begriffe zu betrachten, sie, wie der Dichter die Natur, überhaupt poetisch zu behandeln. Dieß vermag mit Einem Worte der praktische Idealist. Trübt und verbittert dann zuweilen auch ein unsanfter Anstoß der Außenwelt seine Seele; nun so kehrt er sich doch bald wieder gelassen einwärts zur bessern Ideal-Welt in ihm. Je mehr ihn das Aeußere unsanft zurückstößt, oder unbefriedigt und leer läßt; desto mehr concentrirt er sich dann in sich selbst, schmiegt sich desto mehr an sein reineres innerstes Gefühl an, an seine nur um so stärker hervortretende eigene Kraft

und höhere sittliche Natur; wird desto mehr angezogen, erwärmt und gestärkt durch den Ideal-Menschen in eigener Brust. Wem fiele hier nicht der still und hochherzig resignirende Pater Lorenz zu Calais aus Yoricks empfindsamen Reisen ein? Und wer könnte von einem solchen himmelwärts gerichteten Resignationssinne ein rührenderes und anschaulicheres Bild liefern, als uns eben in diesem Pater Lorenz Sterne, dieser unübertroffene Mahler der Empfindungen geliefert hat?

Ueberhaupt aber, tilgst du das Ideal aus deiner Brust, oder läßst du es verkörpern und zusammenwachsen mit der Körperwelt; verlierst du den lebendigen Glauben und die Liebe an ein Höheres, was alle Körperwelt trägt und hebt; so verlierst du den Jugendschein deines Lebens und Alles, was dich schwebend erhalten könnte über der Erde und ihren drückenden Stoffen.

Die kalte, flache und langweilige Prosa wird dich dann überall festhalten, oder, wie jeden andern Naturkörper da und dorthin schleudern, ohne daß du es zu hindern vermögtest. Das heißt: das Leben in der Wirklichkeit wird dich jeden Augenblick aus deiner Stelle verrücken können, weil dir der eigene Schwer- und Richtpunkt für deine Kräfte fehlt. Es ist daher nicht genug, daß der Mensch ein Ideal habe. Er muß es auch festhalten und durchwurzeln

lassen durch sein ganzes Wesen. Er muß es mit wirklicher Liebe und Gefühlsbegeisterung erziehen und pflegen; aber späterhin auch mit männlicher Kraft aufrechterhalten gegen alle Angriffe der Welt und des niederziehenden Weltlebens. Vermöge ihrer regern Phantasie und ihres zartern und tiefern Gemüths sind zwar die Frauen zum Idealisiren überhaupt mehr gestimmt, wie wir kälteren Männer. Doch fehlt ihnen gewöhnlich eine Bedingung, um sich auf der Höhe des Idealen lange behaupten zu können, nämlich die feste Denkkraft und Abstraction von äußern Eindrücken. Gleich Raketen steigen sie daher leicht in die höchste Höhe; aber ihre sinnlich-reizbare Schwäche zieht sie auch meistens gar bald wieder zur Erde und in deren Fesseln herab.

Wer möchte freilich auch hier nicht manche herrliche Ausnahme kennen und gelten lassen? Allerdings gibt es deren so herrliche; allerdings gibt es so manche nur in einer höheren Welt und für eine solche lebende weibliche Seelen, die sich von der Wirklichkeit nur leise berühren, nie beherrschen lassen, so daß sie in dieser Hinsicht die schönsten Vorbilder auch für unser Geschlecht abgeben. Aber verbindet sich nicht gerade in diesen vortrefflichen Seelen — männliche Festigkeit und Denkkraft mit weiblichem Sinne? Geben also nicht auch hier — nur Mann und Weib zusammen ein vollendetes Menschenganze?

VI.

Vom gesellschaftlichen Umgange; von lang- und kurzweiliger Conversation.

Der Mensch ist von Natur gesellig, und hat daher das Bedürfniß des Umgangs mit seines Gleichen. Einsam fühlt er sich verlassen, lebensleer und freudenlos, oder macht im entgegengesezten Falle eine seltene Ausnahme von der Regel.

Nur ein reicher Geist, ein tiefes Gemüth genüget lange sich selbst, beweget sich still und klar innerhalb seiner eigenen Welt, gleich einem geschlossenen tiefen See; das gewöhnliche flächere Gewässer aber ergießet sich immer auswärts und strömt hin zu andern.

Der Einsame lebt begrenzt, aber frei innerhalb seiner Begrenzung; er folgt nur eigener Richtung. Der gesellschaftliche Mensch dagegen wird fortgezogen von Andern; er erhält zwar oft von ihnen neue Ideen und Empfindungen; aber er veräußert auch Viel von den seinigen; und muß es sich gefallen lassen, daß fremde Formen ihn einbiegen und zusammendrücken. Daher der öftere Zwang und die verdrüßliche Langeweile im Umgange, wo unser Geist vom eigenen freien Ideengange so häufig abgezogen und unter fremde Stempel gepreßt wird.

Wer sich in irgend eine nicht ganz vertraute

Gesellschaft wirft, schifft sich aufs offene Meer ein, wo er bald vom günstigen Winde zu neuen freundlichen Ländern hingetrieben, bald auch an Sandbänken und Klippen festgehalten werden kann. Doch wem wären diese Unterschiede, diese möglichen Gewinn- und Verlustfälle ganz unbekannt?

Der Einsame hängt nur von seinem Ich ab; was dieses ihm geben kann, das hat er, aber auch nicht mehr. Der Gesellschaftsmensch zehret zugleich vom Vorrathe Anderer; aber er muß sich auch in sie schicken und zusehen, was sie ihm nun geben mögen und andererseits dafür nehmen. Aus diesem Gesellschafts-Vertrage zu gemeinsamem Gewinn oder Verlust wird indessen bisweilen eine sogenannte societas leonina, wo nur Einer gewinnt und der Andere nur verliert.

Am meisten kommt also überall darauf an, was das für Menschen sind, mit welchen du umgehest; und dann, wie du selbst seyn mußt, um mit ihnen Umgang haben zu können. Beides wird, wie Objektives und Subjektives überhaupt, gar oft unter einander geworfen und verwechselt.

Du bist heute besonders aufgeregt und heiter gestimmt; und nun unterhält dich auch ein sonst unbedeutender Mensch, wie jede andere Kleinigkeit; somit findest du jenen, wie diese jezt interessant und kurzweilend. Ein anderes Mal bist du ver-

drüßlich und leer in dir selbst, und nun kann dir der beste, geistreichste Gesellschafter kein Leben und munteres Lachen abgewinnen; er ist dir langweilig, weil du es selbst bist. — Gleichwohl wäre es ein Fehlschluß, alle Langweile, die wir in der Gesellschaft fühlen, blos auf das Subjektive, auf uns selbst, als die alleinige Ursache zurück zu führen. Kann dieses in der That auch öfters mit Recht geschehen; so ist es doch nicht immer der Fall. Denn allerdings gibt es auch Menschen, die blos und allein dich langweilen, die dir den Geist ausziehen, leer machen oder lähmen, ohne daß du es selbst irgend verschuldest, noch hindern kannst. Sie treiben dir den Geist aus schon durch ihre Gegenwart und ihren Anblick; und du weißt nicht, wie dir geschiehet, wie sie dich so plötzlich paralysiren. Ganz allgemein — auf Jeden wirkt die unselige Kraft dieser Geisterbanner freilich nicht; sondern nur relativ — auf dich und gewisse Andere, die dir geistig ähnlich sind. Denn auch der langweiligste Mensch findet wieder an andern Orten seines Gleichen, den er nicht langweilt; oder sie langweilen sich beiderseits in gutem Glauben, d. h. sie wissen und fühlen nicht, daß sie sich langweilen.

Relativität waltet hier immer. Das physische, wie das geistige Große hat in der Wirklichkeit seine relativen Schranken, ohne einem absoluten

Maasstabe zu entsprechen; eben so auch die Lebensfülle und Munterkeit in Begriffen und Empfindungen. Ein kleiner Raum ist bald erfüllt — mit wenigem; und so umgekehrt. Von absolut oder universell gültigen Sätzen kann hier also keine Rede seyn; sondern nur von generellen, oder von dem, was gewöhnlich in den meisten Fällen gilt.

Unter welchen Menschen langweilt man sich am ersten? Hierauf antworten wir wohl am bündigsten mit dem berühmten Welt- und Menschenkenner Rochefoucauld *):

1. On s'ennuie presque toujours avec ceux, que l'on ennuie.

Wem du lange Weile machst, der macht nothwendig auch dir lange Weile. Der geistige Dämpfer, der du ihm bist, senkt sich hinwieder von ihm auf dich zurück. Statt wechselseitiger Lebensschwingung und Ausströmung, erfolgt nun wechselseitige Zurückschlagung, Einsenkung der Ichs. Theils natürliche Sympathie, von welcher schon weitläufiger gesprochen wurde, theils auch das natürliche Rechtsgesetz, wonach die Freiheitsbeschränkung des Einen eine ähnliche Beschränkung für den Andern bedingt, liegt dabey zum Grunde. Schlaf erregt wieder

---

*) In seinem bekannten Pensées, maximes et reflexions morales.

Schlaf; so wie Bewegung — Gegenbewegung hervorruft. Aber dieses beherzigt nicht Jeder, so natürlich und gemein auch die Sache ist. Wie viel toleranter würden wir sonst in den meisten Fällen gegen die Personen seyn, die uns lange Weile machen, oder oft auch nur zu machen scheinen, während wir uns diese eigentlich selbst machen. Was da dir erst von aussen zu kommen scheint, war zuvor schon in dir; hier ist sonach vielfache Verwechslung des Objektiven und Subjektiven; öfters wenigstens Vergrößerung und Verstärkung des Objectiven durch dein Subjectives.

2. On s'ennuie presque toujours avec qui il n'est pas permis, de s'ennuier.

Was für Menschen hier gemeint seyen, ist nicht schwer einzusehen. Rochefoucauld hat hier ohne Zweifel diejenigen im Auge, welche mehr sind, als du; vor welchen du im Staatskleide erscheinen und in Devotion stehen mußt; welche ihre Superiorität geltend machen und von dir anerkannt wissen wollen. Wenn sich solche Personen gravitätisch dir nähern, durch ihren Blick, ihre Einsylbigkeit, ihre Gegenwart schon deine geistige Freiheit zum Opfer verlangen, und dich niederhalten durch ihre Höhe; dann fühlst du natürlich um so mehr innere Langeweile, je weniger du sie äusserlich zeigen oder ihr eine sonst erlaubte Diversion machen darfst.

Dann giebt es einen innern Kampf deiner freieren Lebensgeister, die stets nur — nicht auswärts, sondern in sich hineintoben, bis sie erkalten und dein Wesen — innen und aussen starr und trocken machen. Oefters erzeugt schon die gezwungene Haltung des Körpers — Hemmung oder Gebundenheit des Geistes; der steife Gliedermann regelt und spannt auch den innern Menschen nach dem schulgerechten Korporalsstock; oder Körper und Geist reissen zusammen aus. Denn nicht blos im Kinde, auch gar oft noch im erwachsenen Menschen bilden, dehnen und pressen sich Leib und Seele nach- und miteinander.

Unter welchen Menschen langweilt man sich aber am wenigsten? Auch hierauf mag Rochefoucauld die Antwort geben:

Ce qui fait, que les amans et les maitresses ne s'ennuient point d'être ensemble, c'est qu'ils parlent toujours d'eux mêmes.

Dieser Satz ist eigentlich nur der Gegensatz des leztvorangegangenen; wie leicht einzusehen. Dort bei Menschen von imponirender Superiorität äußert sich der Egoismus einseitig, und erzeugt so lange Weile für den Andern. Hier wirkt der Egoismus doppelseitig, vermöge eines engen Allianz- und Gleichgewichts-Systems. Hier verbindet sich Gleiches mit Gleichem, löset sich in- und miteinander

auf zu Einem Ganzen. Gespräche mit seines Gleichen, Mittheilungen mit ganz zusammenstimmenden Geistern und Herzen sind dann nur lebhaftere, laut gesprochene Monologen, fortgesponnen und gehoben vorzüglich dadurch, daß sich das eigene Ich vom verwandten andern heller reflectirt, oder doppelten Schatten hinter sich wirft. Verliebte sprechen in ihrer Zwiesprache größtentheils nur mit sich selbst, da ja nach ihrem eigenen Bekenntniß und Verlangen das eine nur die Hälfte vom andern ist; sie müßten denn miteinander disputiren, wo nun freilich jede Hälfte wieder ihr Recht, ein Ganzes zu seyn, hervorsucht. Dasselbe gilt, obschon nicht im gleichen Grade, doch mehr oder weniger auch bei Menschen von einerlei Beruf, einerlei Wissenschaft, einerlei Steckenpferd, einerlei Schicksal und Lage. Die Unterhaltung von Diesem oder Jenem interessirt und vergnügt dich immer um so mehr, je mehr er in seinen Empfindungen und Ideen die deinigen reflectirt, je mehr er auch von deinem Seyn und Wesen an sich trägt und dir zurückgibt; je mehr er überhaupt dich selbst wiederholt und ein Mensch ist, wie du.

Personen hingegen, die ganz verschieden von einander empfinden, denken und leben, haben sich eben darum nichts oder nur wenig mitzutheilen; oder sie sagen sich, wenn sie sich nun doch etwas sagen

müssen, blos Dinge, die jeder schon zuvor wußte, weil alle Andere sie auch wissen. Mit andern Worten: sie können sich nur über gemeinbekannte Sachen miteinander unterhalten, weil das, was jeden besonders interessirt, dem andern ganz fremd ist.

Die Unterhaltung mit seines Gleichen wird sich daher, in allen Beziehungen, stets als die lebhafteste und ergiebigste bewähren. Nur darf die Gleichheit der Geister und Gemüther nicht von der Art seyn, daß der Eine überall das bloße Echo, die Copiermaschine des Andern macht. Sonst ist kein Ideentausch und Zusammentreffen der Seelen, sondern nur Ineinander- und Unterschieben der Ichs, nur Einförmigkeit und Einheit, nicht Harmonie.

Darum können selbst Verliebte lange Weile haben, sobald das eine blos das andere copiert, sein Ich an das andere gänzlich veräußert; und noch mehr findet dieses bei Freunden Statt. Nur Aehnlichkeit, nicht durchgängige Gleichheit, nur Harmonie, nicht Identität macht jeden Umgang interessant und lebendig, unterhält und hebt jede Freundschaft. Einige Verschiedenheit der Naturen erhöhet den Reiz des Umgangs, und gewährt das angenehme Gefühl, sich durcheinander gleichsam zu ergänzen. Auch Väter und andere Erzieher, die so gern nur ihre Individualität dem lieben Sohne oder Zöglinge auf- und eindrücken möchten, werden sich spä-

terhin doch nicht lange angenehm mit ihm unterhalten, wenn er nun wirklich ein bloßer geistiger Nachdruck von ihnen selbst geworden ist und alles eigenthümlichen Gepräges entbehrt; oder sie zeigen sich hier recht als vollendete Egoisten, die im jungen Menschen, wie im Spiegel, nichts weiter sehen wollen, als sich selbst. Und wie langweilig und trocken ist überhaupt die Unterhaltung in einem Familien-Kreise, wo Frau und Kinder vom despotischen Familienvater, der immer nur der alleinige Selbstlauter im Hause seyn will, in einem beständigen Geistesdrucke niedergehalten werden?

Freiheit im Sprechen und Schweigen, Annähern und Entfernen, Kommen und Gehen ist die Seele, das wahre Lebensprinzip des geselligen Umgangs. Wo jene fehlt, tritt gar bald Mißlaune und lange Weile an die Stelle. Es gibt in großen und kleinen Städten Gesellschaften, wo die Göttin Freiheit nirgends sich zeigen darf. Doch sind dergleichen gesellschaftliche Zwangsanstalten am meisten in kleinen Städten zu finden; in Orten und bei Menschen, die gezwungenes Wesen für Anständigkeit, schweigsame Gravität für eleganten und vornehmen Ton nehmen. Je mehr sich da in der Gesellschaft das freiere Ich ein- und niedersenkt, desto allgemeiner und gewaltiger steigt die Geistes-Alltäglichkeit, Leerheit und Langeweile aufwärts,

ausströmend von Einem zum Andern. Aber wie kommt dieß; aus welchen besondern Gründen fließt doch jene — allgemein bekannte kleinstädtische Steifheit und Gezwungenheit? Hierauf antwortet vielleicht am besten der Brief eines mit Beobachtungs-Geist reisenden Freundes, worin die Art und Einrichtung solcher Zwangsanstalten ziemlich treffend, wie mir dünkt, geschildert sind. Mit Erlaubniß des Verfassers theilen wir daher diesen Brief hier — getreu und vollständig nach dem Original — mit.

„In diesen Tagen, mein Bester! ist es mir abermals sonderbar ergangen. Ich befand mich in dem übrigens angenehmen Städtchen .... und wurde eines Nachmittags, wo ich nichts Anderes zu thun wußte, von meinen dortigen Bekannten in die neuerrichtete Wochengesellschaft geführt; sie nennen diese bescheiden nur Kränzchen, und ein sogenanntes Museum erfreut oder ärgert da noch nicht die Musen. Ich traf in dieser Gesellschaft schon eine ziemliche Anzahl von Herrn und Frauenzimmern beisammen; und mußte, Du kannst es Dir denken, meine Aufnahme in diesem fremden Kreise vorerst mit einem Duzend gravitätischer Knicks erkaufen. Dann aber fragte es sich, mit wem und worüber ich eine Unterhaltung anknüpfen solle? Jeder von der Gesellschaft schien darauf zu warten und begierig, den Fremdling näher zu schauen und zu erfor-

schen. Hier war also vor der Hand weder Gelegenheit, noch Raum, meine Wenigkeit zu isoliren oder in eine verborgene Ecke zu stellen; nolens volens mußte ich mich jezt mit dieser Menschenmasse amalgamiren und mit ihrem Herumdrehen und Treiben mich gleichfalls herumdrehen und treiben lassen.

Anfangs war auch diese kleinstädtische Gesellschaft — wider die Regel in ziemlicher Bewegung; und ich lief, da zumal der Raum etwas beschränkt war, öfters Gefahr, mit ganz unbekannten Stirnen und Nasen zusammen zu stossen. Natürlich mußte ich nun mit so nahe stehenden Personen, die jedoch von andern bald wieder aus ihrem Standpunkte vertrieben wurden, wenigstens ein paar Worte wechseln, oft dieselben unbedeutenden Worte, weil mir nicht gleich andere einfielen, gegen einen sich nähernden Andern wiederholen und so immer gefaßt seyn, die Unterhaltung abzubrechen oder mit der nämlichen Gleichgültigkeit anderswo anzuknüpfen. Dadurch verwirrte sich endlich mein Geist, und ich verlor bei jenem Wechsel von Gedanken oder Nichtgedanken meinen eigenen natürlichen Gedankengang.

Glücklicher Weise kam nun aber allmählig die Gesellschaft zum Sitzen und Ruhen; und ich nahm jetzt, da ich eine noch vacante Ecke des Zimmers wahrgenommen, ruhig hier Platz, um über eben diese

Gesellschaft, die mich voll Ungeduld in die Ecke getrieben hatte, meine Betrachtungen zu machen.

Es ist doch ein sonderbares Ding (sprach ich bei mir, während von der Gesellschaft mancher tadelnde Blick auf mich fiel) um die sogenannte Convenienz und unsere herkömmlichen Meinungen darüber, um unsere Gesellschafts- und Anstands-Gesetze. Weil einmal vor längerer oder kürzerer Zeit, an diesem oder jenem Orte ein creditirter Solon der Umgangs- und Höflichkeitswelt dieses oder jenes für angemessen, für guten Ton und Anstand gehalten und zur Umgangsregel gestempelt hat; so befolgen jezt ganze Gesellschaften eben diese Regel mit einem blinden Glauben und Gehorsam, wobei an eine unbefangene Untersuchung über den Werth und Zweck der Norm nicht mehr zu denken ist. Um sich zu vergnügen, sich von dem Einerlei ihres Berufslebens zu erholen, kommen doch ohne Zweifel die Meisten hierher; aber wie sehr contrastirt nicht ihr wirkliches Benehmen mit dieser Absicht. Jenes scheint dieser gerade entgegenzuwirken, oder den guten Leuten höchstens den Vortheil zu gewähren, daß sie aus ihrem gesellschaftlichen Cirkel um so lieber wieder nach Hause gehen und zu Hause bleiben. Denn statt gegen einander wirklich unterhaltend, zwangslos gefällig, freimüthig, eben so leicht mittheilend, als für Mittheilung empfänglich zu seyn, besteht der gute Ton dieser

Menschen größtentheils nur in einem gefälligen Scheine, der mehr belästigt, als vergnügt, mehr gegenseitig entfremdet und ferne hält, als traulich anzieht. Da sitzen und stehen sie einander gezwungen gegenüber, drücken und pressen ihr ganzes Wesen in Eine schulgerechte Anstandsform; reden von Dingen, die sie nicht interessiren, und behaupten Dinge, wovon sie vielleicht das Gegentheil, oder wobei sie auch wohl gar nichts denken. Und doch zeigen ihre gespannten Gesichtsmuskeln, wie viele Mühe das gleichgültige Gespräch ihnen kostet; wie sehr sie sich Gewalt anthun, zu sprechen, sobald die Conversation zu stocken oder gar, zum Aergerniß des guten Tons, aufzuhören drohet; wie wenig überhaupt bei dem fortlaufenden Geplauder Geist und Herz zur freien Sprache kommen. Da herrscht nur armselige Schein- und Kunstsprache, Treibhauswitz und gezwungene Artigkeit. Man spricht nur, um zu sprechen; man lacht nur, um zu lachen und die unschickliche Stille zu vertreiben; man macht sich gedrechselte Complimente, um ähnliche dagegen zu erhalten; man erzählt sich allgemeine Sachen und Anekdoten, um keine Partikularitäten aufkommen zu lassen, und hört oft auch denselben Erzählungen, die man schon des Tags zuvor selbst aufgetischt hat, mit gar artiger Verstellung zu.

So zerstören dergleichen Gesellschaften ihren ei-

genen Zweck. Denn es gibt wohl nichts Frostigeres und Langweiligeres, als eine Conversation, welche durch bloße Convenienz veranlaßt und unterhalten wird. Geist und geistreiches Gespräch lassen sich nicht durch die Tagesordnung und durch Machtsprüche des Anstandes herbeikommandiren; nur diejenigen Gedanken, die ungerufen von selbst kommen, sind wahrhaft lebendig und kräftig, anziehend und aufregend.

Wird dagegen unser Geist auf Schrauben gestellt; wird ihm mit Gewalt zugesezt, heute eben so vortheilhaft und glänzend hervorzutreten, wie sein Körper im Staatskleide; so wird er am ersten zurückbleiben im Hintergrunde, und dem Staatskleide nicht so die Ehre machen, wie man verlangt *).

Der originellste Kopf läßt sich in dieser Beziehung gerade am wenigsten vorschreiben. Oft erscheinen darum die geistreichsten Männer in denjenigen Gesellschaften, wo sie geistreich seyn sollen und Jedermann auf ihre pikanten Ideen und sinnreichen Einfälle lauert, wenn nicht geistlos, doch alltäglich und unter der Erwartung. So ergieng es häufig Rousseau und auch Montesquieu; und auch

*) Il n'est jamais plus difficile, sagt auch Rochefoucauld, de bien parler, que quand on a honte, de se taire.

an unserem großen Schiller bewährte sich gar oft dasselbe. Kommt dann vollends ein solcher eminenter Geist — einem geistlosen Menschen gegenüber zu stehen, so verarmt er in diesen Augenblicken selbst auch am Geiste. Wie die Schnecke mit ihren Fühlhörnern, zieht er sich aus Scheu vor dem fremdartigen Gegenstande, der ihm unsanft begegnen könnte, zurück in sich selbst und verdichtet sich im kleineren Raume. Wie oft, wie gar oft trifft es sich aber nicht, daß der geistvolle Kopf neben und zu einem geistlosen in solchen Cirkeln placirt wird! Dieß ist dann gleich lästig und peinigend für den Einen, wie für den Andern. Stoßen Hohlköpfe zusammen, so gibt es doch, wie beim Anstoß anderer hohlen Körper, noch irgend einen Ton, der beiden Theilen angenehm klingen mag; stößt hingegen ein solcher Leerkopf mit einem Kopfmanne oder Genie zusammen, so erfolgt Mißklang für den Einen, wie für den Andern, oder im besten Falle gar kein Klang. Weil aber gar kein Klang bei einer Conversation soviel als nichts, und ein Mißklang noch schlimmer, als nichts ist; so wird es immer das Sicherste seyn, daß solche verschiedenartigen Köpfe möglichst schnell wieder aus einander kommen.

Was auch noch vorzüglich beiträgt, jede Convenienz-Gesellschaft beinahe — langweilig und matt zu lassen, ist eine gewisse Scheu vor Partikulari=

täten und Persönlichkeiten im Gespräch. Um Andere so wenig, als das liebe Selbst zu compromittiren, um über Niemanden etwas Nachtheiliges (allerdings im Uebrigen eine sehr löbliche Delicatesse) oder nur Charakteristisches sagen zu dürfen, kurz! um alles zu vermeiden, was nahe oder ferne unser Ich und die mancherlei anderen Ichs der Gesellschaft unsanft treffen könnte, bleibt man lieber bei blos allgemeinen Gesprächen stehen. Und dieß ist einer der vorzüglichsten Gründe, warum sich die guten Leute so häufig nach ihrem Befinden erkundigen, so genaue Auskunft über Wind und Wetter geben, sich Stadtgeschichtchen erzählen und wieder erzählen, allbekannte Zeitungsnachrichten wiederholen, und stundenlang gar gründlich darüber kannengießen.

Ueber vieles Andere läßt sich eben so leicht etwas Allgemeines sagen. Aber man untersuche doch einmal dergleichen Phrasen ein bischen näher; so sind es in hundert Fällen höchst unbestimmte und schwankende Sätze, wogegen sich Manches sagen ließe, oder womit oft gar nichts gesagt ist. Ihnen, mein Herr! gefällt es z. B. zu sagen (und ohne Zweifel sagen es Ihnen sogleich Andere nach): Napoleon sey doch ein großer Mann gewesen; Schiller und Göthe seyen zwei incommensurable Dichter-Genies; Jean Paul sey der deutsche Walter Scott; die Schellingsche Naturphilosophie sey ein Ge-

dicht, die jetzigen Landstände in den deutschen Staaten hinderten wenigstens manches Schlimmere, England und Rußland rivalisirten jezt um das Principat in der Weltpolitik; und wie Sie nun weiter gerade im Allgemeinen zu sprechen belieben. Niemand von der Gesellschaft erlaubt es sich leicht, Ihnen deßhalb zu widersprechen, oder in Ihr Thema untersuchend einzugehen; denn das wäre ja gegen den guten Ton und baare Pedanterie.

Ueberdieß sind, wie nicht zu vergessen, hier Personen beisammen, die sich gewisse Rücksichten schuldig sind, und keineswegs al pari miteinander gehen, stehen und sitzen können. Da sind Personen, denen Du auf ihr Wort glauben mußt, weil sie im Amte über Dir stehen; da sind privilegirte Witzköpfe, die es übel nehmen, wenn Du allein ihre Einfälle nicht belachen wolltest; da sind wieder Andere von so zarter Eigenliebe, denen Du — willst Du nicht für einen ungeschliffenen oder derben Menschen gelten — nicht stärker opponiren kannst, als mit einem: es möchte scheinen, es bedünkt mich, so glaube ich für meinen geringen Theil. Bei dergleichen Personen wäre es daher offenbar unanständig, wenn Du eigene Ideen haben und diese ihnen frei und ohne Schminke auftischen wolltest. „In den höflichen Städtchen, sagt Lichtenberg, ist es unmöglich, etwas in der Weltkenntniß zu thun. Alles ist da

so höflich ehrlich, so höflich grob und so höflich betrügerisch, daß man selten böse genug werden kann, um eine Satyre zu schreiben. Die Leute verdienen immer Mitleiden. Kurz es fehlt allem die Stärke."

Siehe, mein Bester! zu diesen und ähnlichen Betrachtungen verhalf mir meine liebe Ecke im Gesellschaftszimmer zu ..... Daß sich indessen solche Betrachtungen nicht blos dort, sondern auch in vielen andern Assembleen großer und kleiner Städte anstellen lassen mögen, will ich Dir nicht bestreiten. Für mich bleiben aber solche Gesellschaften immerhin äußerst lästig; und lieber will ich par force essen, trinken, laufen oder auch studiren, als Parforce-Conversationen lange mitführen oder nur mithören. So ist nun einmal Dein Freund."

In vorstehendem Briefe, der das Wie und Warum kleinstädtischer Gesellschafts-Langweile mit einigen Hauptstrichen angibt, liegt ohne Zweifel auch das Bild jeder langweiligen Gesellschaft. Denn die nöthigen Zusätze, Modificationen und localen Applicationen lassen sich überall leicht machen. — Aber langweiligen Menschen und Gesellschaften können wir doch nirgends ganz entgehen; und da sich überdieß, nach dem schon Bemerkten die empfangene Langeweile (scandalum acceptum) häufig aus der selbstgemachten (scandalum datum) erzeugt; so bleibt noch die Frage besonders zu untersuchen, wie wir

selbst nicht Langeweile machen und dadurch Andere zu Repressalien veranlassen mögen. —

Es sey uns also vergönnt, über die Gabe und die Art angenehmer Unterhaltung hier noch einige Winke niederzulegen; kein System der Conversationskunst, sondern, wie gesagt, nur einige freie Andeutungen über den Gegenstand. Mögen dergleichen Winke auch schon von Andern in größern und kleinern Schriften *) gegeben worden seyn; so werden doch die unsrigen darneben stehen dürfen. Denn, trotz der vielen Recepte ist ja die Krankheit noch immer nicht gehoben; sonst wäre auch der größte Theil dieses Buches eitel und leer. —

„Der angenehmste Gesellschafter, sagt irgendwo Herder, ist ein naiver schlichter Mann, ohne hohe Ansprüche einer drückenden Größe, der das Leben liebt und dessen Gebrauch kennt; übrigens gefällig, jeder Hora bequem und dabei golden von Gemüth, fest wie ein Anker. Um einen solchen vertauschen wir gern das größte Genie, den lustigsten Witzling, den tiefsten Denker.“

---

*) Die geistreichste und freieste Behandlung dieses Gegenstandes, wie derselben auch nur ein in den feineren gesellschaftlichen Cirkeln der Hauptstadt Frankreichs von Jugend auf Lebender fähig seyn konnte, enthält wohl des berühmten J. Delille Gedicht: La Conversation.

Diesen sinnvollen Text wollen wir nun commentiren.

Die Gabe guter Unterhaltung besteht überhaupt darin, sich auf eine Denjenigen, die die Gesellschaft bilden, Interesse und Vergnügen abgewinnende Art mitzutheilen. Sie ist mehr eine Gabe der Mutter Natur, als die Frucht künstlicher Bemühung; doch kann immer auch die Kunst — die Naturanlage unterstützen und vervollkommnen. Ein guter Gesellschafter wird dann in der Welt, wo es so viele Menschen gibt, die nur ihre Zeit angenehm zu tödten suchen, überall gern gesehen und gehört. Er macht leichter sein Glück, als der Mann von tiefem Geiste und Wissen, dem es dabei an gesellschaftlichem Talente fehlt. Dieses Talent wird daher stets auch um so höher geschäzt, je mehr eine Nation, ein Stand, ein Ort gesellige Neigung und Cultur überhaupt besitzen; durch die größere und allgemeinere Schätzung wird es dann auch wieder mehr ausgebildet und verbreitet. So zeigt es sich am meisten ausgebildet in den aus Herren und Damen zugleich bestehenden feinern Cirkeln, in den Assembleen des Adels, in den Salons der höheren Pariser Welt u. s. w.

Ueberall muß jedoch sein Gegenstand, der Stoff der Unterhaltung nach den gerade herrschenden Lieblingsmeinungen und Ideen gewählt und modificirt

werden; denn davon hängt das Glück eines Gesprächs vorzüglich ab. Ein obgleich an sich sehr interessanter Gegenstand kann in manchen Gesellschaften und Zeitpunkten nicht zur Sprache kommen, ohne gleichbald unangenehme Eindrücke oder wenigstens lange Weile zu verursachen.

Frauen von natürlichem Sinne und unbefangener Heiterkeit unterhältst du mit deinen noch so gelehrten Räsonnements über wissenschaftliche Gegenstände gar schlecht; und eben so lästig wird es dem sentimentalen Liebhaber seyn, wenn er sich in Gegenwart seiner Geliebten mit dir über Zeitungs-Nachrichten unterhalten soll. Zum guten Gesellschafter gehört daher vorzüglich dieß: daß er sich in der Wahl des Stoffs zur Unterhaltung nicht vergreife, weder in Ansehung des Stoffes selbst, noch der schicklichen Zeit.

Wir müssen aber weiter zwischen der Materie und Form gesellschaftlicher Gespräche unterscheiden. In Hinsicht auf die Materie derselben gilt der schon bemerkte Grundsatz: daß sie angemessen den besondern Personen, dem Orte und Zeitpunkte gewählt werden müsse. Hierunter lassen sich folgende specielle Regeln begreifen:

1. Das Gespräch harmonire möglichst mit der besonderen Geistesbeschaffenheit und Gemüthsstimmung der Gesellschaft, greife dergestalt sanft ein

in ihre gegenwärtige Reihe von Gedanken und Gefühlen, daß unser Gespräch unwillkührlich interessirt, eben weil es nach dem eigenen Interesse der Andern abgemessen ist. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft muß sich auf das, was wir sagen, von selbst und gerne heften, weil das Gesagte mit ihren Lieblingsideen in Verbindung steht oder ihren gerade angeregten Vorstellungen angemessene Nahrung gibt. Darum dürfen weder Dinge zur Sprache kommen, die schon ihrer Natur nach den anwesenden Personen zuwider sind; noch andere, die mit dem bisherigen Gesprächsthema gar nicht zusammenhängen. Jenes ist unartig und oft so gar beleidigend; das leztere aber verräth Ungeschicklichkeit und verursacht daher Spott und Lachen. Durch natürliche Ideen-Verbindung muß sich ein Gespräch an das andere leicht anreihen lassen, um nicht den Verstand und die Aufmerksamkeit zu sehr anzuspannen. Sonst heißt es recht treffend: das Gespräch sey vom Zaune gerissen.

Hierbei muß uns vorzüglich ein gewisser Tact des Schicklichen leiten, den die Natur giebt, und der sich nur schwer etwa durch vielen Umgang mit Personen von solchem natürlichen Tacte — erlernen läßt. Daneben wird auch eine feine und nach allen Seiten rege Beobachtung der Personen und des laufenden Gesprächs vorausgesezt; das Gegen-

theil von dem sogenannten zerstreuten Wesen, welches manche Lächerlichkeiten und oft auch wahre Beleidigungen gegen die Gesellschaft veranlaßt. So zeigt es, alles Andere bei Seite gesezt, von wenigem Tact, wenn ich die Unzuverläßigkeit der Metaphysik als Wissenschaft, oder die Gebrechen der theologischen Studien und des geistlichen Standes gegen einen Geistlichen hervorhebe und ihn damit auffordern will, Parthei gegen sich selbst zu nehmen; was er wohl — und ohne Zweifel jeder andere Standesgenosse in ähnlichen Fällen — hübsch bleiben lassen wird. Eben so ungeschickt ist es, wenn ich einer lustigen Erzählung unmittelbar eine Klag- und Jammerrede über die Verdorbenheit des Zeitalters nachschicke, d. h. vom Hochzeitgange sofort zu einem Leichen-Condukt einladen will. — Ein also ungeschickt oder unzeitig vorgebrachtes Gespräch verliert ganz den Werth und Effect, den es ausserdem haben würde. Und der Mann, der überall und zu jeder Zeit gerade heraus die Wahrheit spricht, wird auch eher für alles Andere, als für einen guten Gesellschafter gelten.

2. Die Gesprächs-Gegenstände dürfen der Gesellschaft nicht zu unbekannt oder fremd seyn; nicht über ihren Horizont, wie man sagt, hinausliegen, damit wenigstens der Eine oder Andere von der Gesellschaft mitsprechen, und Alle — mehr oder weni-

ger Etwas dabei denken können. Ausserdem hat das Gespräch einerseits gar kein Interesse für die Gesellschaft, die Aufmerksamkeit ermüdet allzu bald, und macht dafür der langen Weile Platz; andererseits wird die Eigenliebe der Gesellschaft beleidigt, indem sie dabei ihre Unwissenheit verrathen muß. Die leztere Seite ist hier die Hauptsache, weil sie eine positive Wirkung — Beleidigung zurückläßt; und es ist daher der größte Mißgriff im Umgange, Andern von Dingen vorzusprechen, die sie nur wenig oder gar nicht verstehen. Gerade in diesen Mißgriff fallen aber Gelehrte (wenigstens unsere deutschen) bei ihrem vielen Wissen am häufigsten und leichtesten, ohne es zu merken. Indessen giebt es — und dieß ist noch schlimmer — Andere, die, um sich in einem blendenden Schimmerlichte zu zeigen, absichtlich dergleichen fremde Gegenstände wählen, und auf diese Weise gern allein gehört seyn möchten. Bei dieser Unart erreichen sie aber selten ihren eiteln Zweck; denn man läßt sie doch selten lange allein sprechen, dagegen öfter allein — stehen.

3. Die Gegenstände sollen nicht von ernstbelehrender Art, sondern leicht faßlich und unterhaltend seyn. In der Gesellschaft will der Geist lustwandeln, nicht graben und in Einen Gegenstand sich versenken. Materien also, die ein scharfes anhaltendes Nachdenken erfordern oder unangenehme Gefüh-

le, heftige Affecte, ernste oder traurige Vorstellungen veranlassen, taugen so wenig in die Gesellschaft, wie deine philosophische Nachtmütze; oder es müßte die Gesellschaft nur aus wenigen wirklichen Freunden bestehen. Andere und größere Cirkel schließen alle eigentlichen gelehrten Discussionen mit Recht aus, und stempeln Diejenigen, welche solche Gespräche dennoch aufdringen, mit dem Namen Pedanten!

Die geeignetsten Conversations-Gegenstände sind lustige Anekdoten, Witzspiele, geistreiche und kurze Urtheile über interessante Personen und Thatsachen (wenn es nur dabei nicht so oft vom Urtheilen zum Verurtheilen käme!), räsonnirende Bemerkungen — doch keine Recensionen — über beliebte neuere Schriften, leichte Räsonnements über merkwürdige politische Ereignisse, und andere gemein-interessante Gegenstände der Moral, Lebensphilosophie, Geschichte, und dergleichen. Hierüber weiß doch leicht Jeder mitzusprechen oder wenigstens zu hören, wenn er auch die Schul- und Kunstnamen, unter welche die Sachen vom Gelehrten einregistrirt werden, nicht kennen sollte. Nur die buchmäßige Gründlichkeit und Genauigkeit, und der wissenschaftliche Wortkram bleibe von solchen Gesprächen überall ferne; non scholae sed vitae werde hier Alles angepaßt und aufgetischt. Auch wird sich gerade der wahrhaft und vielseitig gebildete Geist darin bewähren, daß

er — ungleich manchen deutschen Philosophen, die, nach der Frau von Staël Bemerkung, für ihre Schriften nicht bequeme Leser, sondern Märtyrer wollen — die wichtigsten und am meisten durchdachten Dinge leicht und einfach vorträgt; nirgends zeigend das schwerfällige Baugerüste, auf dem er die Höhe seiner Ansicht gewonnen. Wissenschaftliche Gespräche, sollten sie auch bisweilen an Ort und Stelle seyn, dürfen doch nie eine mühsame Analyse oder systematische Form mit sich schleppen. Ihr Thema darf nicht zu tief — nur dem Denker und Gelehrten vom Fache erreichbar seyn; und nicht so scharf und lange behandelt werden, als ob man es jezt erschöpfen und umfassen wolle. Dieß Alles widerstrebt der leichten Anmuth des gesellschaftlichen Gesprächs, wo blos die interessantesten Parthien gelehrter Forschungen, der wesentliche Gehalt, die vorzüglichsten Resultate, das reine Produkt — ohne den schwerfälligen Arbeits-Apparat und die abgängigen Schlacken dargeboten werden sollen.

Eben so wichtig, wie der Stoff, ist aber auch die Form der Unterhaltung. Die Manier, die Einkleidung, der Ton der Rede, die Aussenseite des Redenden entscheiden bei einem Vortrage oft mehr, als die Sache. Leicht wird damit im Voraus für oder wider diese eingenommen.

Ein Gespräch wird stets auch um so eher Auf-

nahme und Gehör finden, je natürlicher, leichter und klarer der Vortrag, je anmuthiger und launiger die Wendungen, je geschickter Ton und Manier zur Belebung der Aufmerksamkeit und des Mittheilungstriebes seyn werden. Nicht blos die Aufmerksamkeit der Andern mögen wir auf leichte Art beschäftigen, damit sie uns gerne hören; wir müssen auch ihre eigene Denkkraft, ihren eigenen Mittheilungstrieb aufregen, damit sie nicht allein zuhören, sondern auch mitsprechen. Denn nur gegenseitige Mittheilung der Gedanken — kräftige geistige Anregung und Gegenanregung macht das eigentlich gesellige und lebendige Gespräch. Das einseitige Geben langweilt oder ermüdet den Nehmer vielmals mehr, als den Geber *).

Uebrigens nimmt die sprechende Person schon dadurch für sich ein, wenn sie eine gefällige Aussenseite besizt. Diese glatte und gefällige Schaale ist aber nicht Jedermann gegeben; auch kann ein anmuthiger Vortrag, ein interessanter Geist, der durch

---

*) Treffend sagt *Delille* in seinem Gedichte: la conversation:

Le libre épanchement de l'esprit et du coeur,
Voilà des entretiens la première douceur.
Ils ne connaissent point le pouvoir arbitraire.
Les conversations sont l'état populaire:
Nul n'y veut être dominé,
On y deplait en cherchant trop à plaire,
Et qui veut regner seul, est bientôt detroné.

die rauhe rissige Schaale bricht, diese oft ganz vergessen machen, oder ihren Besitzer, wie den Mond hinter dunkelm Gewölke hervor, nur um so strahlender zeigen.

Nothwendige und mehr in unserer Gewalt stehende Bedingungen angenehmer Rede sind eine reine und wohlklingende Sprache, ein den Gedanken angemessener Ton und Accent, entsprechende Mienen und Gebährden. Sollen unsere Worte Leben, Wärme, und vollen Eingang haben, so müssen Blicke und Mienen mitsprechen; so muß nicht weniger der Körper gesticulirend mithandeln. Angemessene Declamation und Action — diese Haupterfordernisse eines guten Schauspielers — ziemen auch dem guten Gesellschafter. Nur soll Lezterer — halb Spieler, halb Publikum — auf dem Parterre verweilen, und keine Theaterkünste üben, d. h. in seiner Declamation und Action nicht studirt, sondern natürlich seyn und bleiben. Ohne Zweifel haben es die Franzosen und Italiener bei der Gewandtheit ihrer Zunge, und der mit dem Geiste gleichhaltigen Beweglichkeit ihres ganzen Körpers, besonders aber der Gesichtsmuskeln, in jener Gabe der körperlichen Sprache am weitesten gebracht. Der Deutsche ist, wie der Holländer und Engländer, nicht allein karger in Worten, sondern auch zurückhaltender mit der körperlichen Dreingabe zu seinen Worten; und wenn er öfter

gründlich und wahr wie ein Buch spricht, so läßt er sich auch öfter wie ein Buch nur studiren, nicht hören. Das viva vox docet hat so bei ihm weniger Geltung. Natur und Temperament bewirken hier überhaupt das Meiste; doch läßt sich auch durch Erziehung und frühzeitige Angewöhnung etwas ausrichten. Ein frühzeitig entfalteter und von frischen Lebenssäften bewegter Geist macht auch seine Hülle, den Körper mehr und mehr frei und beweglich.

Unser Ausdruck soll ferner Klarheit und Bestimmtheit, so wie Leichtigkeit und Fluß haben; das Erstere, um sich den Andern richtig und schnell, das Zweite, um sich ihnen ohne Mühe und in einer fortlaufenden Gedankenreihe verständlich zu machen.

Wem es sichtbare Mühe kostet, seine Worte zu finden, der macht auch dem Zuhörer Mühe, sie abzuwarten. Wer stottert, seine Ausdrücke wiederholt oder öfters corrigirt oder mitten in der Rede sich erst auf Etwas besinnt, was dazu gehören soll; der verursacht unfehlbar baldigste Langeweile. Da hingegen ein Anderer, welcher alltägliche Sachen in mysteriösen Phrasen, in langgedehnten oder pretiösen Wendungen vorbringt, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft eben so sehr mißbraucht, als ermüdet.

Die Gabe der Bestimmtheit und Leichtigkeit des Ausdrucks ist aber nicht gerade, wie man glauben sollte, gründlichen Sprachkennern und guten Schrift-

stellern vorzüglich eigen. Sie erwirbt man weniger durch Bücher, als durch öfteren geselligen Umgang selbst. So hatte Rousseau, dieser glänzende und mit seiner Beredsamkeit Herz und Phantasie tief ergreifende Schriftsteller, im mündlichen Vortrage doch nur wenige Leichtigkeit und Präcision; wie dieses von seinen vielen Jeremiaden über sich selbst auch eine war. Unbekannte und große Gesellschaft machte ihn schüchtern, und benahm seinem Geiste und seiner Sprache die männliche Kraft und Freiheit, von welchen dagegen überall seine Schriften zeugen.

Edle Dreistigkeit, von Aengstlichkeit und Eitelkeit gleich entfernte Erhebung über das „was werden die Leute sagen?", Unbefangenheit des Geistes und Körpers helfen überhaupt dem Ausdrucke in Gesellschaft am leichtesten fort; so wie umgekehrt Schüchternheit und befangenes Wesen allen Fluß und Nachdruck der Rede hemmt. Von diesem lezteren Punkte und seiner Beziehung zur geselligen Unterhaltung wird jedoch weiterhin noch Einiges zu sagen seyn.

Wichtig ist ferner die richtige Beobachtung des Tempo, das oft nur einen flüchtigen Augenblick umfaßt. Gehet dieser ungenüzt verloren, so ist damit gar oft die Gelegenheit für dieses oder jenes Gesprächsthema auf immer entwischt. Es erfordert daher den leisesten Tact und unausgesezte feine Aufmerksamkeit — wozu das weibliche Geschlecht mit

seinem Zartgefühl und Leben in der Gegenwart immer mehr geeignet ist, als das männliche, jedesmal gehörig zu wissen, wann etwas, das angenehmen Eindruck zu machen verspricht, gesagt werden kann oder nicht; nicht geringere Gewandtheit auch, ein Gespräch, das widrige Eindrücke zu erregen scheint, auf schickliche Art wieder abzubrechen, und ein anderes anzuknüpfen.

Zuweilen aber läßt sich ein angefangenes Thema nicht wieder abbrechen, oder hat schon die widrige Sensation gemacht. Dann gilt es blos, sanft einzulenken, dem Gegenstand eine bessere Deutung und Wendung zu geben; was freilich auch nicht immer leicht, sondern eines von den feinen Meisterstücken der Umgangskunst ist, weßhalb der Mann zunächst bei seiner Frau in die Schule gehen und ihre ein- und ablenkende Kraft für — seine Fehler ansprechen mag. Seine wohlgemeinten Reparationen sind gerade hier oft so schlecht, daß der erste schnurgerade Ausdruck artiger klang und in der That war, als der nachhelfende zweite. Hast du keine Frau, die dir in solchen Nöthen hülfreiche Hand bietet; so laß es daher lieber beim ersten Mißgriffe bewenden und den Eindruck stillschweigend vorübergehen, statt in deiner Verlegenheit linkische Entschuldigungen oder authentische Auslegungen des Fehlers zu machen.

Weitläufige Erzählungen gelingen und

unterhalten nur selten; also unternehme dergleichen auch nur selten. Und dann mußt du zugleich verstehen, darein Bonmots und interessante Episoden, die jedoch nicht zu weit von der Sache abführen, zu verflechten. So erwecken sich angenehme Neben-Ideen; die Aufmerksamkeit der Zuhörer erholt sich bei den kurzen Seitengängen des Denkens und Imaginirens; und die Erwartung auf den Ausgang der Hauptsache wird mehr gespannt. Ein passender Nebengedanke kann oft der Hauptidee selbst mehr Glanz und Klarheit mittheilen. Nur hüte man sich — bei dem natürlichen Hange zum abschweifenden Episodiren — hier vor dem Allzuviel, um nicht unstät von einem Gegenstande zum andern abzuirren, den ersten Faden zu verlieren, und, wie man sagt, vom Hundert auf Tausend zu kommen. Wer kennete nicht in seinem Kreise einige dergleichen langweilige Episodenmacher und verworrene Schwätzer, die mit ihrem wiederholten Rufe: doch zur Sache! gleichwohl immer wieder von der Sache abkommen? Und die eben so langweiligen anderen Erzähler, die Alles von vornen (ab ovo) anfangen, und mit unübertrefflicher Gründlichkeit und Weitschweifigkeit bis zum Ende fortführen, sobald man ihr Ende abwartet? *)

*) L'art d'être exact est l'art d'être ennuyeux.
Sans vous appésantir sur chaque circonstance,
Racontés la chose en substance;
En disant moins, vous dirés mieux. (*Delille.*)

Man schmeichle auch dem Interesse und der Eigenliebe der Zuhörer damit, daß man im Laufe des Gesprächs Zwischenfragen aufwirft, die sie leicht beantworten können; daß man ihren Antworten ein aufmerksames Ohr schenkt, und die Sachen, die wir sagen, für schon bekannte Dinge annimmt, die jezt blos gelegenheitlich oder des Zusammenhangs wegen wiederholt werden sollen. So wie nämlich die Gabe des Zuhörens häufig noch mehr empfiehlt, als die des Redens, in manchen Fällen aber keine leichte Sache ist, sofern man doch anständig und andächtig den Hörer da machen soll, wo der Redner herzlich langweilet; eben so empfehlend, aber auch eben so schwer ist es, neue Gedanken so vorzubringen, daß sich die Andern nicht dabei von ihrer eigenen Unwissenheit gedrückt fühlen, sondern überreden können: sie hätten diese Gedanken auch schon einmal selbst gehabt.

Der Eigenliebe Anderer noch mehr entsprechend und daher noch mehr empfehlend ist die Kunst: geschickte Fragen zu thun, und sich bisweilen in gewißen Dingen, die nun zur Sprache gekommen, unwissend zu stellen, damit Jenen der süße Genuß werde, uns zu belehren und ihre Sachkenntniß zu zeigen. Diese kleine Verstellung ist nicht Falschheit, sondern nur ein weiterer Zusatz zu dem Höflichkeits- und Schein-Leben, ohne welches kein gesellschaftli-

cher Umgang zu Recht besteht, und selbst die Wahrheit keinen freien Curs erhielte in solchem Umgange.

Weiter empfiehlt sich der gute Gesellschafter durch die launigen und comischen Wendungen, die er seinen Erzählungen und Urtheilen zu geben weiß; durch die heitern Ansichten und Resultate, die er den vorkommenden Gegenständen abgewinnt; so, daß immer der lezte Eindruck seines Gesprächs ruhiges Wohlgefallen bei den Hörern zurückläßt. Zu dem Erstern gehört aber natürliche Anlage, nämlich Humor und Witz; zu dem Zweiten ein in sich selbst frohes und zufriedenes Gemüth. Das Talent des Humoristen kann inzwischen ausarten, in seinen Wirkungen bitter und stechend werden.

Dahingegen ist ein frohes Gemüth, eine heitere Miene, die solches verkündet, schon an sich liebenswürdig und macht angenehme Eindrücke auf die Gesellschaft. Ein zufriedener Mann, dem Ruhe und Heiterkeit von der Stirne und aus den Augen strahlt, wird jederzeit in Gesellschaft gerne gesehen, auch wenn er gänzlich schweigt. Spricht er aber vollends, verbindet er mit seinem Frohsinn auch einen lebhaften Geist, so wird seine Unterhaltung auch um ihn her Heiterkeit und Wohlgefallen verbreiten; er kehret alles zum Besten und zeiget an jeder Sache die schönere, hellere Seite.

Andere wesentliche Erfordernisse des guten Gesellschafters sind Natürlichkeit und Offenheit im Gespräche, sowie im Benehmen überhaupt; zwei Eigenschaften, welche die Geselligkeit vorzugsweise befördern, aber auch ein von Egoismus und Eitelkeit möglichst freies Gemüth voraussetzen.

Wer in der Unterhaltung und im geselligen Umgange natürlich seyn will, der muß auch ein von Natur wohlwollendes und geselliges Gemüth haben, das seine Blöße zu zeigen sich nicht scheuen darf; der muß nicht ängstlich nach Jedermanns Beifall streben und nur seine Glanzseite darbieten wollen; der muß auch auf die Gefahr hin zu mißfallen, seine ganze Persönlichkeit zeigen und geschehen lassen, daß Andere auch seine Fehler bemerken und ihn darüber vielleicht aufziehen.

Natürlichkeit und Offenheit hängen auf diese Weise genau zusammen. Denn wer versteckt und verschlossen erscheint, wird meistens auch ein gezwungenes Betragen haben. Eine unbefangene Offenheit dagegen sezt auch die Andern leicht in dieselbe Stimmung, und so entstehet dann eine gegenseitige Leichtigkeit und Aufrichtigkeit der Mittheilung, wodurch sich die Unterhaltung fortdauernd warm, lebendig und interessant erhält. Dann schließen sich die Herzen auf, und der Mund strömt über in Worte voll Kraft und Vertrauen. Und darum ist ein na=

türliches und offenes Wesen, sobald es nur nicht zur Derbheit und zu rücksichtslosem ungezügeltem Wahrheitsdrange wird, überall die Grundbedingung, die Seele lebendiger und angenehmer Unterhaltung.

Den Gegensatz davon, wie von der männlichen Dreistigkeit, deren oben erwähnt wurde, bildet das schüchterne und verlegene Wesen, welchem dann auch ein großer Theil der in Gesellschaften herrschenden Langweile und Gezwungenheit beigemessen werden muß. Hierüber noch besonders zu sprechen, dürfte sich um so mehr der Mühe lohnen, als der Gegenstand in psychologischen Schriften zwar durch einzelne treffende Bemerkungen erhellet, keineswegs aber noch in seinem Entstehungsgrunde und Charakter völlig beleuchtet worden ist. Das schüchterne Wesen und die Verlegenheit haben manche Aehnlichkeiten und Beziehungen zu einander; daher sie auch im gemeinen Sprachgebrauche öfters verwechselt werden. Das Verlegenseyn ist häufig die bloße Folge des schüchternen Wesens; auch sind sich die unangenehmen Empfindungen, die beide begleiten, in den Aeusserungen ziemlich gleich. Dennoch muß die Schüchternheit für etwas von der Verlegenheit Verschiedenes angenommen werden.

Erstere (die Timidité) ist eine habituelle Gemüthsbeschaffenheit, eine Disposition des Menschen, im Verkehre mit Andern sich selbst allzu geringe

zu achten, und dann über der Aengstlichkeit, daß wir Andern nicht vortheilhaft erscheinen möchten, unsere Persönlichkeit in der That weniger gut zu zeigen; eben dadurch aber den Andern ein Uebergewicht über uns einzuräumen. Genetisch untersucht, finden wir in dem schüchternen Wesen eine zu große Zartheit des Selbstgefühls, das durch den Umgang mit Andern leicht aus seinem Gleichgewichte gebracht und nun in diesen Momenten innerer Unruhe leicht in Selbstgeringschätzung umgestimmt wird. Die Schüchternheit ist daher kein blos vorübergehender Zustand, obschon ihre Aeusserungen vorübergehend sind, sondern eine Gemüthsanlage, welche in den verschiedenen Individuen mehr oder weniger feste Wurzeln gefaßt hat und dann schwerer oder leichter durch Weltumgang beseitigt werden mag.

Verlegenheit, Verlegenseyn (être embarrassé) dagegen ist ein vorübergehender Zustand und oft nur die Wirkung der Schüchternheit. Bisweilen aber kann dieser Zustand auch ein nicht schüchternes Gemüth überfallen. Er bestehet in einer temporären Verwirrung und Verdunkelung unserer Gedanken (ähnlich dem Schwindel), so daß wir ausser Fassung kommen, den freien und ruhigen Gebrauch unseres Geistes verlieren, und uns dann, wie man sagt, nicht zu helfen wissen. So gibt nun der Verlegene dem ruhigen Dritten gewonnenes Spiel und

übernimmt — diesem gegenüber die Rolle eines unbeholfenen Kindes.

Das Charakteristische des schüchternen Wesens liegt, nach dem Obigen, vornämlich in der allzugeringen Meinung von uns selbst, während wir uns mit Andern vergleichen, deren wirkliche oder eingebildete Vorzüge unser Selbstgefühl niederdrücken und damit eine Besorgniß in uns erregen, diesen Personen im nachtheiligen Lichte zu erscheinen. Dasselbe äussert sich daher blos im Umgange, im Gegenüberstehen anderer Menschen, die wir — wenigstens für den gegenwärtigen Augenblick — für ungleich mehr, als uns selbst, für Leute von Einfluß auf unsere Person und Verhältnisse halten, an deren guter oder schlimmer Meinung uns somit viel gelegen ist. Das Gegentheil davon ist das dreiste Wesen, d. h. diejenige Freiheit und Unbefangenheit des Umgangs, vermöge deren wir mit gehaltenem kräftigem Selbstgefühle unsere Persönlichkeit zeigen und äußern, ohne uns ängstlich um der Andern Urtheil und Meinung zu bekümmern; wir sind des günstigen Urtheils Anderer im Voraus gewiß, oder im Voraus über das Meinen der Leute erhaben.

Die geringe Meinung, welche dagegen der Schüchterne von sich in Vergleichung mit Andern hegt, bewirkt gerade die Unfähigkeit, seine Person im vollen und vortheilhaften Lichte zu zeigen. Er schämt sich,

die eigene Person auf irgend eine bemerkbare Weise in Handlung zu setzen, verhält sich möglichst nachgiebig und leidend, stellt sich überall gerne in den Hintergrund, und will lieber gar nicht bemerkt, lieber von Andern vernachläßigt seyn, als daß er sich auf dem Theater der Gesellschaft zeigte. Das Räpräsentiren, das Tonangeben, die Kunst zu scheinen ist mit der Schüchternheit unverträglich. Der Schüchterne erscheint daher in der Gesellschaft immer kleiner, als er wirklich ist, wenn man ihn nicht sonst schon näher kennt.

Ein kräftiges Selbstgefühl, eine edle Unbefangenheit und Dreistigkeit bringen ihren Mann in der Welt leicht vorwärts; dagegen der Schüchterne bei gleichen oder selbst höheren Talenten und Kenntnissen sich meistens zurückgesezt findet und nirgends recht geltend machen kann. Ihm ist der sinnvolle Satz aus der Lebenspraxis: „daß Jeder in der Welt nur das gelte, wozu er sich selbst macht," entweder ganz unverständlich, oder wenigstens zum eigenen Gebrauche untauglich. Denn wenn er auch bisweilen — nach einigen starken Paroxismen seiner Schüchternheit — diesen Fehler lebhaft erkennt und sich nun vornimmt, demselben nicht mehr so freien Lauf zu lassen; so überwältigt doch in unversehends wiederkommenden Fällen die eingewurzelte Disposition jene Vorsätze; und sein schüchternes Wesen tritt, wie frü-

her, unerwartet und schnell hervor, und reißt alle Kraft des Verstandes und Willens mit sich fort.

Der Grund der Schüchternheit liegt aber nicht sowohl in einem Mangel der Selbstschätzung oder Eigenliebe — denn wir finden auch manchen Schüchternen ziemlich eigenliebig — als vielmehr in einer allzu großen Zartheit und Reizbarkeit der Eigenliebe, oder, noch besser gesagt, des Selbstgefühls.

Sobald dieses dann nur etwas stark afficirt wird, so gibt es sich leicht ganz hin und verloren. Das zarte Selbstgefühl des Schüchternen gleicht einer Saite, die um so eher springt, je feiner und gespannter sie ist. Wird daher der Schüchterne zu einer andern Zeit in seinem Selbstgefühle nur auf leise Weise geschmeichelt und so dasselbe allmählig höher gespannt; dann zeigt sich das scheinbar paradoxe Phänomen: daß derselbe Mensch, der sonst kaum zu reden sich getraute, jezt mit einemmale auftritt und ohne Scheu vor der ganzen Gesellschaft den Sprecher macht *).

Aus leicht zu entdeckenden Gründen hängt übrigens die Schüchternheit viel von der Körper-Constitution ab, und steht besonders mit einer gewissen

---

*) Von der Natur und den Wirkungen des Selbstgefühls ist ausführlicher gehandelt in meiner Schrift: Vom Selbstgefühle und Mitgefühle; Heidelberg 1807.

Zartheit und Beweglichkeit des Nervensystems in genauester Verbindung. Daher kommt es ohne Zweifel, daß junge Leute und besonders Mädchen am meisten schüchtern sind; wie auch kränkliche, nervenschwache Personen. Neben der körperlichen Ursache wirken hier indessen noch manche moralische Ursachen, namentlich Mangel an richtiger Selbstkenntniß, an Kenntniß seines eigenen Werths und Verhältnisses zu den umgebenden Menschen und Dingen; sowie Mangel an richtiger Beurtheilung Derer, mit welchen wir in Verkehr kommen. Schon das Unbekannte allein macht oft schüchtern; wir haben von dem Unbekannten, und besonders von unbekannten Personen häufig größere Vorstellungen, als späterhin, wo wir sie näher kennen gelernt. Der Kammerdiener, welcher seinen Landesherrn täglich umgibt, an- und auskleidet, ist schon darum weniger schüchtern gegen ihn, als vielleicht der begünstigtste Minister, bei dem doch der persönliche Abstand nicht so groß ist. Ein Aehnliches gilt bei manchen in der Ferne hochberühmten Gelehrten. Bei näherer Bekanntschaft verkleinern sich die Menschenseelen gegenseitig; und nur Menschenliebe und Freundschaft verhüllen hinwieder die Menschlichkeiten, die uns die Nähe an Andern aufdeckte. —

Gegen selbst schüchterne Menschen verliert sich unsere Schüchternheit bald, weil sich dadurch der

Abstand zwischen ihnen und uns vermindert, und bei ihrer bemerkbaren Sorglichkeit, uns zu mißfallen, unser eigenes Selbstvertrauen steigt. Aus gleichem Grunde steigt dagegen unsere Schüchternheit — bei selbstgefälligen, stolzen Menschen, die uns, wie man sagt, zu imponiren wissen.

Indessen verliert sich das schüchterne Wesen mehr und mehr mit den Jahren; wenn unser Nervensystem mehr männliche Stärke und Haltung gewinnt, unsere Selbstkenntniß durch Nachdenken und Erfahrung begründeter, unsere Menschenkenntniß überhaupt im längern und vielseitigen Umgange mit der Welt umfassender geworden ist.

Darum schämt sich der vollendete Mann mit Recht seiner ihn doch noch zuweilen anwandelnden Schüchternheit; beim Jüngling aber gilt sie oft für eine Empfehlung, weil sich daraus auf regsame Ehrliebe und auf Zartgefühl schließen läßt. Dem Manne bringt sie — nach langer Verabschiedung — bisweilen die leidige Hypochondrie wieder zurück; weil eben diese Krankheit ihre aufreizende und deprimirende Kraft vorzüglich an den Nerven bewährt, und so das Selbstgefühl leicht und schnell steigert, eben so leicht und schnell aber auch darniederdrückt.

Sprechen wir jezt noch von der mit der Schüchternheit nahe verwandten Verlegenheit. — Dieser vorübergehende Zustand charakterisirt sich durch

schnell anwandelnde Verwirrung und Verdunkelung der Gedanken, wobei das ausser Fassung gebrachte Gemüth nicht mehr fähig ist, in die Verhältnisse der Gegenwart gehörig einzugreifen. Ihm entgegengesezt ist die Geistesgegenwart, d. h. diejenige Selbstgewalt der Seele, vermöge welcher diese auch durch zusammentreffende, überraschende Ereignisse in ihrer regelmäßigen Wirksamkeit nicht leicht gestört wird. Der Verlegene dagegen verliert den ruhigen und richtigen Gang seines Denkens, und befindet sich in einer gewaltsamen Störung seiner geistigen Kräfte. In diesem Zustande ist er dann einer reinen Auffassung der ihn umgebenden Dinge, einer richtigen Beobachtung der ihn umgebenden Menschen und ihrer Beziehungen zu ihm nicht fähig. Es fehlt ihm an fester Geistesrichtung, an gesunder Aufmerksamkeit nach aussen; sein Inneres ist allzusehr mit seinen eigenen, sich verworren durchkreuzenden Vorstellungen beschäftigt, und kämpft um seine Unbefangenheit und Ruhe.

Dieser Kampf wird durch die weiter von aussen eindringenden Vorstellungen leicht noch heftiger; die vermehrte Mannichfaltigkeit der Vorstellungen vermehrt dann die Schwierigkeit ihrer Auffassung und Zusammenordnung unter Begriffe; und so wird die Verlegenheit immer größer. Wer daher einmal von ihrem Wirbel ergriffen und herumgedreht wird, den

kann jedes unbedeutende Ereigniß, das ihn sonst wohl gar nicht afficirt hätte, noch verlegener machen, wie tägliche Erfahrungen zeigen.

Es ist leicht zu begreifen, wie dann in der Verlegenheit — in diesem Hin= und Herschwanken der Vorstellungen und Entschlüsse — so manche Ungereimtheiten, verkehrte Complimente und unabsichtliche Grobheiten gemacht, so manche Betisen, worüber man sich nachher arg bekümmert, begangen, so manche unpassende Fragen und gleich unpassende Antworten vorgebracht werden.

Dergleichen Verkehrtheiten geben dem unbefangenen Dritten häufige Veranlassung zum Lachen, zuweilen aber auch Ursache zum eigenen Verlegenwerden. Denn der Anblick eines Verlegenen und seines ängstlichen Benehmens erregt in guten theilnehmenden Gemüthern selbst auch Unruhe und Quaal.

Fragen wir nach dem Entstehungs=Grunde der Verlegenheit, so lassen sich mehrere Ursachen derselben angeben. Die vorzüglichste ist eine von Natur schüchterne Gemüthsart, die sich dann — durch Veranlassungen des gesellschaftlichen Lebens in Unruhe gesezt — als Verlegenheit äußert. Jene Veranlassungen können aber bisweilen so stark seyn, daß sie auch ein nicht schüchternes Gemüth verlegen machen, z. B. ein schneller Andrang auffallender Umstände, mit denen wir selbst in nahe Berührung

kommen; Ereignisse, welche ganz anders ausfallen als wir erwarteten, und nun unsererseits rasche Gegenwirkung verlangen; oder auch das lebhafte Erwarten gewisser, uns nahe angehender Begebenheiten, deren Erfolg wir noch nicht voraussehen können; ferner ein unvorgesehenes Zusammentreffen mit unbekannten und für wichtig gehaltenen Personen. Im lezten Falle ist es besonders der gefühlte Mangel an mittheilbaren Gedanken, am Unterhaltungsstoffe, der die Verlegenheit veranlaßt. Oder die zusammenkommenden Personen, z. B. ein tändelnder Elegant und ein ernsthafter Gelehrter, haben so viel Verschiedenartiges in ihrem Lebens- und Gedanken-Gange, daß sie nicht sobald ein ihnen beiderseits interessantes Gespräch anzuknüpfen wissen, mithin mühsam nach irgend einem Gesprächs-Gegenstande suchen und sich dadurch gegenseitig in Verlegenheit setzen müssen.

Momentane Gedanken-Armuth gibt so bei dergleichen Conversationen die meiste Veranlassung zur Verlegenheit; sie bewirkt Langeweile und die Langeweile gegenseitige Verlegenheit. Was immer also diese bemerkten Ursachen aufhebt oder vermindert, hebt oder vermindert die Verlegenheit selbst und die Gefahr, darein zu fallen.

Die Philosophie, die Angewöhnung, alle und jede Aussendinge nur theilweise und allmählig ins

Gemüth eindringen zu lassen, die stoischen Kern- und Kraft-Sprüche: „beherrsche dich selbst, verwundere dich über nichts!" oft gedacht und bei sich wiederholt, mögen zuweilen gute Dämpfer und Palliativ-Mittel der Verlegenheit seyn, sicherlich aber keine durchgreifenden Präservative gegen alle Ueberraschungs-Fieber der ersten Augenblicke.

Das beste und allgemeinste Heilmittel gegen Verlegenheit ist ohne Zweifel ein mannichfaches Leben und Wirken in verschiedenen Lagen und unter verschiedenen Menschen. Denn hierdurch erwirbt und begründet man am sichersten die entgegengesezte Gemüthslage — die Geistesgegenwart. Welcher Stand braucht und besizt auch aus eben diesem Grunde die Geistesgegenwart am meisten und kennt die Verlegenheit am wenigsten, als der Militärstand; und wer pflegt im Gegentheile von der Verlegenheit öfter und stärker angefallen zu werden, als der Stubengelehrte, wenn er einmal aus seiner gewöhnlichen Lebens-Monotonie und seinem schulgerecht abgemessenen Ideen-Gange in die bewegte Menschenwelt versezt wird?

VII.

Von unserem Cultur-Leben, als einem vorzüglichen Erregungs- und Beförderungsmittel der langen Weile.

Die Langweile ist ein gewaltiger Plage-Geist, wenn man bedenkt, wie ausgedehnt seine Herrschaft auf unserem Erdboden ist, und wie viele Menschen er immer drückt und ängstigt im Süden und Norden, im Osten und Westen. Täglich seufzt vielleicht das halbe Menschengeschlecht auf einige Stunden unter seinem Drucke, wenigstens in den cultivirten Ländern; und je weiter sich die Cultur verbreitet, desto weiter verbreitet sich auch das Reich der langen Weile. Mit dem Luxus und allen ihn begleitenden physischen und moralischen Mode-Krankheiten trägt der Europäer auch seine lange Weile über das Meer — zu den Bewohnern der andern Erdtheile; und nimmt dafür von ihnen Schutzmittel gegen seine Langeweile, wie Tabak, Thee, Caffee u. dgl. zurück. Mit der Extension der Cultur gewinnt so auch die lange Weile mehr und mehr Land; und kann gewissermassen als climatische Krankheit der Culturländer angesehen werden.

Unter der Cultivirung verstehen wir hier jedoch nur die gewöhnliche, d. i. die auf der Mittel-

stufe zwischen Civilisirung und Moralisirung innestehende; die somit zur höheren Vollendung des Menschen im Sittlichen und Religiösen noch lange nicht durchgedrungen ist.

Der halbnakte Natursohn oder Wilde in andern Welttheilen hat sich vor dem europäischen Langweil-Teufel, wenn er ihm nicht geraden Wegs aus Europa zugebracht wird, nur wenig oder nichts zu fürchten; denn dieser Dämon trifft hier keine entwickelten und durch die Entwickelung seinen Angriffen blosgestellten, zärtlich reizbaren Geister. Die dicke physische Hülle verwahrt und umschließt hier das geistige Ichlein, wie der Mutterleib den Fötus. Auch mitten im Schooße der Unthätigkeit und des einförmigsten, gedankenlosesten Lebens, wo der Wilde in niedriger Hütte hingestreckt faullenzt oder Tagelang im Freien umherirrt, fühlt und ahnt er wenig von jener geistigen Leere und Mißlaune, die den Europäer so oft verfolgt — mitten in seinen geselligen Cirkeln und beim geräuschvollsten Wechsel des Culturlebens. Der rohe Natursohn verträumt dafür höchst behaglich seine Existenz im Mittelzustande zwischen Wachen und Schlafen, im Dämmerlichte seiner wenigen Gedanken und Phantasieen, kauet seinen Betel oder hängt an seiner Tabackspfeife, und fühlt, wenn nur der Körper abgefertigt

und zufrieden ist, kein Bedürfniß einer geistigen Unterhaltung.

Mag ja der Lappländer seine öde, beschneite Heimath so wenig verlassen, wie der gesegnetere Otaheiter die seine. Gern verbleibt der Uncultivirte überall bei seiner Uncultur, bei seiner einfachen und mäßigen Lebensweise; eben weil er dabei keine Langweile, kein Bedürfniß eines erweiterten, lebhaftern Ideengangs fühlt. Sobald er aber dieses Bedürfniß bekommt und von Geistesleere unbehaglich afficirt wird; so tritt er damit schon aus der Uncultur heraus und erhebt sich allmählig zur Bildung. Dann macht schon nicht mehr der physische Mensch allein Ansprüche auf Genuß und Befriedigung; sondern es will auch der geistige abwechselnd gereizt und lebhaft beschäftigt seyn.

Im policirten gesellschaftlichen Leben aber erhebt die Langeweile erst eigentlich ihr Haupt, neben und mit der Geistesluxuriosität und Körperschwächung. Beide leztern gehen hier gewöhnlich Hand in Hand; eine erzeugt die andere; und sie wirken auf einander ein und zusammen, bis sie endlich in der langen Weile ihr gemeinschaftliches Produkt und Ziel gefunden. Der üppige Geist will nur immer genießen; und der geschwächte, durch vielerlei Reize abgestumpfte Körper nicht arbeiten. Daraus entsteht dann ein beständiges Mißverhältniß

zwischen Genuß und Arbeit, Reitzung und Reitzempfänglichkeit; und so schwächen sich Geist und Körper zusammen ab, und verlieren beide ihre gesunde Erregung und Lebenskraft.

Mattigkeit und Leere des Gefühls und der Ideen folgen daraus; und diese Mattigkeit und Leere sind um so quälender, je mehr sie mit der vorherigen Lebensfülle und Munterkeit contrastiren. Weniger also die einfache, als die verdrüßliche Langeweile und die Langeweile aus Uebergenuß wird den Culturmenschen plagen; daneben aber auch die sympathetische, als ein Zusatz von fremder Langeweile, gleich als ob es an der eigenen nicht schon genug wäre! Mit doppelten Stacheln sticht nun dieser Doppelteufel, sobald wir unsern lebhaftern Ideengang gehemmt, unsern Trieb nach steter Abwechslung der Empfindungen und Gedanken unbefriedigt, unsere unruhige Thätigkeit und Lieblings-Zeitvertreibe auf eine Weile eingestellt sehen müssen. Alles dieses ist Resultat der Cultur auf ihrer Mittelstufe, d. h. der Entwickelung des Sensual- und Intellectual-Menschen, der seine höhere Gesammtbildung im Sittlichen und Religiösen noch nicht erreicht hat. Auf dieser mittlern Bildungsstufe ist eben sowohl die niedere (animalische) wie die höhere (menschlich geistige) Sinnlichkeit erweitert und verfeinert; die Bedürfnisse des Körpers, wie des Geistes, sind vermehrt, und

dieser ist, wie jener, zarter, reizbarer und anspruchsvoller geworden. Alles im Menschen ist beweglicher und genußgieriger; die körperlichen Sinnenreitze müssen mannichfaltiger und pikanter seyn; Phantasie und Gefühl müssen freier und stärker angeregt, und der Verstand muß mit lebhaftern und verschiedenartigern Vorstellungen unterhalten werden. Die Ausbildung des Intellectual-Menschen schwächt die körperliche Muskelkraft, und erhöhet die Reitzbarkeit des sensiblen Systems. So wird der innere geistige Mensch regsamer und thätiger, während der äußere — der Körper an Haltung und Kraft, jene vermehrte Geistesthätigkeit zu unterstützen, mehr und mehr verliert. Aus dieser Disharmonie, diesem Kampfe zwischen dem geistigen Riesen und körperlichen Zwerge gehen dann so manche bekannten Uebel der Cultur hervor; und dazu gehört auch die lange Weile. —

Der Culturmensch hat einen verwöhnten vornehmen Magen, welcher immer gereizt seyn will durch neuen Genuß, und doch immer zu bald überfüllt wird — bis zur Ausleerung auf unnatürlichem Wege. Die Schwelgerei und kränkliche Reitzbarkeit des Empfindens und Denkens bindet und schwächt beide Vermögen nur zu bald und zu leicht. Dann fühlen wir Mangel an angemessener Erregung und Unfähigkeit dazu; folglich lange Weile und gar oft, nach

dem Ausdrucke der Vornehmen, tödtliche lange Weile!

Je activer und erweiterter nämlich unsere Denkkraft durch die Ausbildung geworden ist, und je mehr sich das Empfindungs-Vermögen im Treibhause des Culturlebens entfaltet, verfeinert, bedürfnißreicher gebildet hat; desto häufiger und stärker müssen beide Vermögen bei jeder Hemmung ihrer Wirksamkeit und ihres regen Strebens leiden.

Je beweglicher eine Kraft überhaupt, desto schwerer ist es, sie in ihrer Richtung aufzuhalten; je größer ihre bereits gewonnene Weite, desto schwieriger ihre Beschränkung. Wie viele Gelehrte, die aus ihrer Studierstube oder ihrer nächsten literarischen Umgebung in ungewohnte Gesellschaften versezt werden, geben nicht diese Versetzung durch Pedantism und Verlegenheit zu erkennen; und machen Langeweile, weil sie Langeweile empfangen. — Die zartgebildete vornehme Dame gähnt oder bekommt gar Vapeurs, sobald ihre Seele nicht von süßen Romanen oder süßen Herren amusiert wird. Und wie oft findet nicht der überall glatte und verwöhnte Höfling oder Weltling ausserhalb seiner Sphäre nur Monotonie, spießbürgerliche Gemeinheit, höchst langweilige Unterhaltung?

Der Culturmensch liegt überdieß in manchen andern Fesseln; auch abgesehen davon, daß er seine

natürliche Freiheit der bürgerlichen opfert. Ueberall ist er nicht blos von den Banden des bürgerlichen Vereins, sondern noch von manchen andern feinern Ketten umwunden; die Gesellschaft fordert überall gewisse Rücksichten, Einschränkungen und Einbiegungen seiner Kraft. Er kann und darf viel weniger, als der Naturmensch, behaglich sich selbst leben; viel weniger dem freien Laufe und Drange seiner Empfindungen und Gedanken sich überlassen. Und eben diese häufige, immer von Neuem wiederkehrende Hemmung seiner eigenen Seynsweise stumpft das innere Leben am meisten ab, verrückt am meisten den Schwerpunkt der selbstthätigen Kraft, die allein das Leben wahrhaft erfüllt; und überliefert so den Menschen am häufigsten der Lebensmüdigkeit und Leerheit.

Auch dem sonst freien Manne fällt dieses Loos im bürgerlichen Leben nicht selten. Es kann nicht anders seyn; denn eben im bürgerlichen Leben liegt schon eine wechselseitige Aufregung und Hemmung der thätigen Kräfte. Je größer dieses An- und Gegeneinander-Reiben, je lebhafter dieses gesellschaftliche Zusammenleben ist; desto mehr Thätigkeit findet in der einen Zeit, desto mehr Hemmung und Bindung derselben in der andern Zeit Statt. Auf übergroße Thätigkeit folgt immer Erschlaffung und Erschöpfung der Kraft; dieß finden wir bei gan-

zen Gesellschaften so gut, wie bei den Einzelnen. Gewaltigen, lange Zeit hindurch forttobenden Staats=revolutionen folgt gewöhnlich eine Gleichgültigkeit der Nation gegen öffentliche Interessen — eine gewisse politische Apathie und Langeweile, welche dann auch ein thätiges, zum Herrschen gebornes Genie für seine ehrgeizigen Plane gut zu gebrauchen weiß. Läßt sich nicht vorzüglich aus diesem Gesichtspunkte Napoleons schnelles Aufsteigen zum Kaiserthrone leicht erklären? Selbst ein Kind der Revolution, bemächtigte er sich der durch sie erzeugten politischen Apathie zur Befriedigung seiner Herrschlust.

Schon in der Natur des Staatslebens also finden sich mehrere Keime der langen Weile, weil da nicht Jeder und wenigstens nicht zu jeder Zeit dem selbstständigen Triebe seiner Kraft folgen kann. Nehmen wir dazu noch gewisse, gleichsam eigends errichtete Institute der langen Weile, als da sind unsere Höflichkeits=Besuche, unsere Festmahlzeiten, Galla= und Audienztage, Hochzeit=, Tauf= und Leichen=Ceremonien u. dgl., wie könnte es doch da unserem Culturleben an langer Weile fehlen! Und welcher Sterbliche unseres Himmelstrichs könnte sich doch rühmen, in keinem dergleichen Institut noch als Zögling gewesen oder in keinem Zwinger der Art wenigstens bisweilen eingesperrt worden zu seyn? Da soll nun der Körper ruhen und sitzen — denn

die meisten dieser Anstalten gehen auf ein gravitätisches Sitzleben — und der unruhige Geist möchte immer weiter, und ist nie gern, wo sein Körper ist.

Fassen wir sonach die Resultate des Culturlebens ins Kurze, so finden wir folgendes:

Die Cultur entwickelt und vermehrt alle Bedürfnisse unserer sinnlichen und geistigen Natur. Durch die Reizbarkeit des Körpers und Geistes verlangen diese sämmtlichen Bedürfnisse stechend ihre Befriedigung. Aber der Geist und Körper sind zu anspruchsvoll und delikat, als daß sie diese Befriedigung leicht finden könnten; und dabei zu schwach und zu verwöhnt, um sich die Befriedigungsmittel durch rechte Arbeit — die Grundbedingung des wahren Genusses — zu verschaffen. Mit der möglich größten Gemächlichkeit möchte nur Jeder — soviel als immer möglich auf Kosten Anderer genießen; und nun entstehet neben dem Kampfe zwischen Bedürfniß und Gemächlichkeit im Individuum selbst, zugleich ein Antagonismus der Bedürfnisse und Genußstrebungen in der Gesellschaft. Nicht das Bedürfniß — dieser Sporn zur Thätigkeit — ist in solcher Art die Quelle des Verderbens; sondern unsere Gemächlichkeit und Faulheit, die uns gewißermaßen von Natur anklebt. Nur aus diesem Mißverhältnisse zwischen Bedürfniß und Thätigkeit, zwischen dem Physischen und Geistigen, dem Verstandes- und Vernunft-Menschen ge-

hen die Gebrechen unseres civilisirten Lebens, und damit auch die Plagen der langen Weile hervor. Aber auf diesem Punkte bleibt die Cultur nicht stehen; sie strebt nothwendig weiter zum Höheren, um alle jene Disharmonieen auszugleichen und aufzulösen im Vernunftleben. Nothwendig aber muß sie jene Periode der Zwietracht durchlaufen; und alle Einwürfe, die von da her gegen die Cultur und deren Beförderung durch Künste und Wissenschaften insbesondere gemacht werden, lassen sich aus dem obigen Gesichtspunkte leicht widerlegen. Das berühmte Paradoxon Rousseaus über die Nachtheile der Künste und Wissenschaften hat in eben dieser Hinsicht wohl Niemand treffender erklärt und aufgelöset, als unser scharfsinniger Fichte *). Und daß wir durch die bezeichnete Periode auf dem Culturgange nothwendig hindurch müssen, hat eben dieser Philosoph in einer andern, auch noch heute interessanten Schrift **) kraftvoll und klar nachgewiesen.

Auch selbst dasjenige Erzeugniß des Culturlebens, welches unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nimmt, die Langeweile vertreibt sich selbst im

---

*) S. seine Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. Jena und Leipzig 1794.; fünfte Vorlesung.

**) In seinen Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters. Berlin 1806.

weitern Fortschreiten der Bildung; und enthält als Stachel und Reiz zu neuer Thätigkeit selbst auch ein Beförderungsmittel der Cultur, wie sich weiterhin näher ergeben wird.

Unserem Zeitalter, dem hochcultivirten, macht man aber insbesondere Vorwürfe über Gemüthshohlheit, Leere und Langeweile, so, daß es für ein wichtiges Stück der neueren Erziehung gilt, Kinder zum Dulden der langen Weile bei Zeiten abzuhärten. Je höher der Stand, desto mehr Aufforderung zur frühzeitigen Er- und Einlernung dieses Duldens; denn obgleich niederdrückend und schwermachend, steigt die Langeweile selbst doch immer lieber aufwärts (in die höheren Lebenskreise) als niederwärts. —

Wie kommt nun ein Zeitalter, worin doch soviel Thätigkeit und Reibung, soviel Veränderliches und Verändertes, soviel Geist, Spott und Lachen, soviel Kunst und Wissenschaft herrscht, zu jenen Vorwürfen, und in wie fern sind sie gegründet?

Gegründet werden sie allerdings seyn; doch wollen wir darum die bekannten Jeremiaden über die Zeit und den Geist der Zeit nicht wiederholen. Auch strahlt uns die Vergangenheit immer schöner, als die Gegenwart; und wir vergessen über diesen Rückblicken ins Vergangene und dem betrübten Hinsehen auf das Jezt, zu sehr das hoffnungsvolle Vorwärtsblicken in die Zukunft. Möchten wir dieß doch nie;

möchten wir nie auf dem Culturgange am Fortschreiten zum Bessern verzweifeln. Nur dadurch befreunden wir uns wieder einigermaßen mit dem Jezt, das edle Gemüther so wenig beruhigt und befriedigt.

Fichte stellte (in seinen schon erwähnten Grundzügen des Zeitalters) die Zeit des begonnenen neunzehnten Jahrhunderts in den Mittelpunkt der gesammten Zeit. Er theilt nämlich in Ansehung des Entwickelungsganges der Menschheit die Zeit überhaupt in fünf Epochen:

1. In die der unbedingten Herrschaft der Vernunft durch den Instinkt — Stand der Unschuld;

2. die Epoche, da der Vernunft-Instinkt in eine äußerlich zwingende Autorität verwandelt ist — das Zeitalter positiver Lehr- und Lebenssysteme, der Stand der anhebenden Sünde;

3. die Epoche der Befreiung unmittelbar von der gebietenden Autorität, mittelbar von der Botmäßigkeit des Vernunft-Instinkts und der Vernunft überhaupt in jeglicher Gestalt — das Zeitalter der absoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit und der völligen Ungebundenheit ohne einigen Leitfaden, der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit;

4. die Epoche der Vernunft-Wissenschaft, das Zeitalter, wo die Wahrheit als das Höchste anerkannt und am Höchsten geliebt wird — der Stand der anhebenden Rechtfertigung;

5. die Epoche der Vernunftkunst, das Zeitalter, da die Menschheit mit sicherer und unfehlbarer Hand sich selber zum getroffenen Abdrucke der Vernunft aufbauet — der Stand der vollendeten Rechtfertigung und Heiligung.

Die gegenwärtige Zeit — das erste Viertheil des neunzehnten Jahrhunderts stände nun, nach Fichtes Ansicht, in der dritten Epoche, und vereinigte somit die Enden zweier in ihrem Princip verschiedener Welten, die der Welt der Dunkelheit und der Klarheit, des Zwanges und der Freiheit, ohne doch einer von beiden anzugehören. Daß diese Fichtesche Epochen-Abtheilung viel Sinnreiches und Wahres enthält, und fruchtbar an Resultaten für die Menschheits-Geschichte ist, läßt sich wohl nicht bezweifeln. Aber daß bei dieser Betrachtungsweise des Culturganges unserem Zeitalter gerade die schlimmste Zutheilung, die vollendete Sündhaftigkeit geworden; damit können wir uns nicht ganz zufrieden geben, und selbst Fichte würde, spräche er sich jezt wieder aus, ohne Zweifel seine Behauptung etwas mildern. Sollte denn unsere Zeit, angenommen auch, daß sie mit ihrem Hauptpfeiler noch in jener dritten Epoche stehe, nicht schon zum Theil in die vierte vorgerückt seyn? Ich bin der bejahenden Ansicht; denn wenn nicht alle Zeichen trügen, so hat uns die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren guten und

bösen Früchten, und die durch die französische Revolution gewonnene reiche Erfahrung ziemlich zur Besonnenheit in politischen, moralischen und religiösen Dingen gebracht. Der im achtzehnten Jahrhundert vorherrschende oder gewißermaßen allein herrschende Verstand ist bereits ziemlich, wie man sagen kann, zur Vernunft gekommen; und es ist jezt nur vorzüglich zu wünschen, daß diese Vernunft nicht hinwieder vom Verstande sich losreisse, und dafür einseitig dem Gefühl und Glauben hingebe. Denn sonst würde es weder im sittlichen, noch politischen Leben der Völker jemals zur wahren Vernunftwissenschaft und Vernunftkunst (nach Fichtes obigen Bezeichnungen) kommen können.

Kehren wir jedoch zurück zu der besondern Aufgabe: woher die Leere und Langeweile in die gegenwärtige Zeit komme.

Eben die blos intellectuelle Cultur, die Vergeistigung, der esprit, wodurch sich vornämlich unser Zeitalter bisher charakterisirte, erhellet und erweitert zwar den innern Menschen, aber füllt ihn nicht aus; befriedigt zwar seinen Geist, aber nicht sein Gemüth. Dieses trachtet nach dem Seligen, aber findet solches nicht — weder in den feinern sinnlichen, noch erhöheten Verstandes-Genüssen. Das Uebersinnliche und Heilige, die Sphäre der Ideen und des Lebens darinnen ist seine Sphäre. In diese ver-

sezt, in dieser lebend und wirkend, kann sich erst das menschliche Gemüth recht belebt und befriedigt finden. Aber dieses Ideale und Heilige findet sich nicht in unserer modernen Zeit, wenn gleich in manchen Strebungen und in vielen Büchern unserer Zeit; es lebet und wirkt nur erst in wenigen bessern Menschen, nicht in der großen, die Welt bewegenden Mehrzahl. Bei lezterer herrscht noch die Sinnlichkeit und theilweise der blos berechnende Verstand vor; also theilweise noch Befangenseyn in der hohlen Aufklärung, die das achtzehnte Jahrhundert gab.

Eine Grundrichtung dieser Aufklärung ging aber, wie bekannt ist, gerade dahin: das Heilige selbst in die Region des Begreiflichen herabzuziehen und durchsichtig zu machen, bis nichts davon übrig bleibt. Nicht viel besser muß es aber auch bei einer solchen einseitigen Aufklärung dem Sittlichen ergehen. Denn sobald dieses vom reinen Gefühle losgerissen wird, zeigt es sich auch gar bald praktisch todt, oder verliert, was das Nämliche ist, in der Vermischung mit der Klugheit und dem Egoismus, sein wahres Wesen.

Der Egoismus ist der allgemeine, tiefe Brandschaden unserer Zeit. Jeder möchte mit der möglich größten Schonung eigener Kräfte — soviel möglich auf Kosten Anderer genießen, und lauert bei dieser Genußgier immer darauf, daß ihn Andere nicht stören oder vor der Zeit seine Absichten ergründen.

Nun entstehet ein gegenseitiges Aufpassen, Zeit abgewinnen, Ueberlisten — kurz das ganze Gefolge der Selbstsucht und Weltklugheit, womit es Einer dem Andern hervorzuthun strebt. Vermöge seiner Natur ist ein solcher Egoismus, der alles hinein in sein Ich sammeln und verschlingen möchte, unmittheilbar und untheilnehmend, und weiß nichts von der Warmherzigkeit und hingebenden Aufrichtigkeit, wodurch sich Seelen in Seelen ergießen. Sein höchster Triumph ist der gefällige Schein, den er im Umgange um, und von sich wirft; und die wohlwollende Miene und das Schönreden. Je mehr Begriffleben, desto weniger Gefühlleben; je weniger inneres Wohlwollen und gemeinnützlicher Thatendrang, desto gefälligere Mienen- und Wort-Sprache; anstatt Thatworte — Wortthaten. „Wir sind, sagt Jean Paul in der Levana, Maulmenschen geworden, die bei ihrer Armuth an Gefühl und Thatkraft und bei ihrem Reichthum an theoretischen Begriffen, überfließen in gewaltiges, lauttönendes Geschwäz." Aber dieses Geschwäz bewegt zunächst blos die Zungen, nicht einmal auch immer den Verstand, und noch weniger das tiefere wahre Leben des Gemüths. Lezteres bleibt dabei leer, ohne kräftige Anregung und Richtung auf kräftige That. Mit dem Zurücktreten des Idealen und Heiligen verschwindet auch die Poesie der Seele, diese höhere

Lebens-Ansicht und Schwingung, vermöge der wir alles Irdische mit selbstständiger Freiheit tragen, ohne von demselben getragen zu werden. Denn nicht die träge irdische Materie, sondern der überirdische Geist giebt dem Leben Fülle, Bewegung und Haltung in sich selbst. —

Durch die Cultur ist uns ohnehin der klare Kindesblick, die lebendige sinnliche Anschauung untergegangen. Was bleibt uns nun, wenn auch der ideale Sinn und Blick verschwindet? — Nichts als eine zwischen der sinnlichen und intellectuellen Verfeinerung schwebende, oder vielmehr aus beiden zusammengesezte Lebenssophistik, die alles unser Anschauen, Begreifen und Handeln in kaltes Räsonnement, engherziges Klügeln und Streben nach eigenen Interessen verwandelt. — Im überall vorherrschenden Begriffe hat sich dann alles Gefühl aufgelöst oder bis zur Ohnmacht verdünnt; der Ideal-Mensch ist untergesunken im Welt-Menschen; alle Gemüthsbegeisterung und Aufopferung für das Ganze, aller edle Ernst, alle schärfere Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht, Pflicht und Vortheil ist verwischt. Um diese Gefühlsleere zu überkleistern oder zu beschwichtigen, nimmt man nun zum Lächerlichen seine Zuflucht. Der Alles verhöhnende oder gleichmachende Witz, der allgewaltige esprit (dieser wahre Schutzpatron und zugleich Pol-

tergeist der modernen Zeit) kommt an die Tages-Ordnung, und nur wer ihn loslassen oder bei sich beherbergen kann, hat Welt, d. i. stehet in und mit der Zeit. „Die Idee, und allein die Idee, sagt Fichte in den Grundzügen des Zeitalters, füllt aus, befriedigt und beseligt das Gemüth; ein Zeitalter, das der Idee entbehrt, muß daher nothwendig eine große Leere empfinden, die sich als unendliche, nie gründlich zu hebende und immer wiederkehrende Langeweile offenbart; es muß Langeweile so haben, wie machen. In diesem unangenehmen Gefühle greift es nun nach dem, was ihm als das einzige Gegenmittel dafür erscheint, nach dem Witze; entweder um ihn selber zu genießen oder um die Langeweile Anderer, welche es durch seine Darstellungen zu erregen sich wohl bewußt ist, dadurch von Zeit zu Zeit zu unterbrechen, und in die langen Sandwüsten seines Ernstes hier und da ein Körnchen Scherz zu säen." Nach diesem Scherze, den Fichte an demselben Orte weiter vom tiefern wissenschaftlichen Witze wohl unterscheidet, nach dieser persifflirenden, alles ins Lächerliche ziehenden Welt-Ansicht und Darstellung haschte vornämlich die von Frankreich ausgegangene Bildung des vorigen Jahrhunderts, und suchte sich damit die Langeweile zu vertreiben. Frankreich mit seinem verdorbenen Hof- und höheren Gesellschaftsleben war der eigent-

liche Herd für die einseitige, von allem Gemüthlichen und Heiligen verlassene Verstandes-Cultur; und aus eben dieser Werkstätte nur konnte auch eine solche, Heiliges und Unheiliges vermengende Staatsumwälzung, wie sie das neuere Frankreich traf, hervorgehen. Die französische Nation war unpoetisch und gemüthlos geworden; der baare Materialismus und eine vollendete Lebenssophistik thronten bei ihr. Je unpoetischer und gemüthloser aber eine Nation ist, desto mehr Geschmack wird sie auch am Lächerlichen und an der Persifflage finden. Die in unmittelbarer Anschauung gegebene und dargestellte Verkehrtheit gefällt ihr, als den Geist anregend und unterhaltend; aber diese Verkehrtheit begreift nur den Unverstand, den Mangel an Weltsinn und Weltverstand, nicht die Verkehrtheit des Gemüths und der Vernunft. Leztere Verkehrtheit siehet man nicht und will man nicht sehen, weil man selbst in ihr lebet und webet. Nur das Verstandeswidrige ist die Quelle des Lächerlichen, um das es hier gilt. Der Unverstand, in unmittelbarer Anschauung dargestellt, setzet dann Körper und Geist in schaukelnde Bewegung, und erhöhet damit das Lebensgefühl. Durch das verkehrte Spiel und den regellosen Wechsel der Vorstellungen werden nämlich auch die körperlichen Organe, besonders die des Denkens — das Gehirn und übrige Nervensystem —

lebhaft erregt, und theilen sofort vermöge des organischen Consensus ihre Erschütterung auch den andern Theilen des Körpers, namentlich dem Zwergfelle mit. Und so entsteht dann die physische Wirkung des Lachens — tiefes Einathmen und stoßweises Ausathmen, wodurch insbesondere die Eingeweide des Unterleibes in heilsame Bewegung gesezt und die organischen Thätigkeiten überhaupt aufgeregt werden.

Die erhöhete Körperthätigkeit wirkt nun hinwieder auf den Geist zurück und vermehrt dessen Leben, so, daß der Fluß der Vorstellungen immer lebhafter und leichter wird. Kurz das Lächerliche hebt unser Vorstellungs-Vermögen aus dem Geleise des gewöhnlichen geregelten Denkens, aus der Alltagssphäre heraus. Der Geist wird frei und gleichsam in einen für den Augenblick sehr behaglichen Naturstand versezt, wo er sich ausserhalb der strengen Verstandes-Gesetzgebung, in reizender Losgebundenheit und Abspannung fühlt. Es ist, so zu sagen, ein freier Wahnsinn, dem uns das Lächerliche überliefert; und wir überliefern uns demselben um so lieber selbst, je mehr wir vom gewöhnlichen Leben, von dessen Einerlei und Leere gedrückt sind und zugleich des idealen Sinnes entbehren. Aber dieses Lächerliche wird stets minder pikant und gediegen seyn, je weniger wir zur andern Zeit den Ernst lie-

ben und treiben. Der Scherz des gehaltvollen denkenden Kopfs gehet leicht in den echten wissenschaftlichen Witz', in Humor und Satyre über; ein Epaminondas, Cato, Brutus, Seneca, Tacitus, Baco, Lessing, Kant und Lichtenberg zeigen uns, wie leicht die volle, befruchtende Gewitterwolke des tiefern Denkens und Wissens ins Wetterleuchten des Witzes ausbricht. Dahingegen verliert sich der Scherz des immer lachenden und Lachen erregen wollenden Flachkopfs gar bald in Possenreisserei und Wortspiele, die ohne Zweifel die schlechteste Witzwaare sind.

Gehen wir inzwischen vom Lächerlichen über zu noch einigen andern Erscheinungen und Gebrechen der modernen Zeit, die aus langer Weile kommen und wieder zu ihr führen. Mit der Gefühlslehre und dagegen vortretenden Begriffsherrschaft, worin die höheren Stände der Gesellschaft großentheils noch jezt befangen sind, verbindet sich auch, während der Egoismus immer feiner oder zuversichtlicher sein Spiel treibt, der Vielgenuß und dabei, troz aller zugleich vorhandenen Gemächlichkeit und Thatscheue, eine gewisse Vielgeschäftigkeit. Die mancherlei Genußstrebungen veranlassen ein ewiges Laufen, Rennen und verschiedenartiges Treiben. Aber ohne Richtung auf Einen das ganze Leben in Anspruch nehmenden lezten Zweck, ohne ruhige Besonnenheit und Haltung, ohne gehörige Sammlung der

Kräfte ist mit jener Vielgeschäftigkeit immer nur wenig gethan — multum agendò nihil agimus. — Unsere unruhige Regsamkeit läßt uns heute Plane entwerfen, die wir morgen wieder aufgeben; wir möchten gern recht viel zugleich thun und gewinnen; und gewinnen es dann nur halb oder gar nicht. Es ist ein immer eilendes und veränderteſ Versuchen; wir versuchen Mancherlei in der Wissenschaft, in der Baukunst, in der Staats-Gesetzgebung, und liefern in der Eile Bruchstücke und provisorische Schöpfungen, nur damit etwas Neues und Auffallendes dastehe, was einstweilen die lange Weile vertreibe. Dahingegen entfaltet sich die starke gediegene Kraft ruhig und fest aus sich, nicht gebeugt, noch abgelenkt durch unwesentliche Aussendinge, und schreitet gehalten fort bis zum vollendeten Produkt. Der großartige, obschon zugleich schwerfällige Bäustyl des Mittelalters und die leichten, ephemeren Werke der neuern Baukunst geben vielleicht die besten Vergleichungspunkte für die Schöpfungen der ältern und der modernen Zeit überhaupt.

Durch jene unbefriedigende und die Kräfte nutzlos zerstreuende Vielthätigkeit aber reibt sich nothwendig Körper und Geist vor der Zeit ab und auf. Die Selbstconsumtion wird nach allen Seiten hin beschleunigt; und alle Freuden und Genüsse, die aus

angemessenem Kraftgebrauche entspringen, werden anticipirt und verkümmert.

Zulezt folgt dann allgemeine Atonie und Apathie, Eckel und Unfähigkeit zu jeder anstrengenden Arbeit *).

Unter diesem Vielthun zeichnet sich, wie das Vielreden, so auch besonders das Viellesen aus; eine leider schon oft gehörte und doch noch immer gültige Klage! Wenn du nicht leicht zu viel denken kannst, so kannst du dagegen leicht zu viel lesen; und dieß um so eher, je weniger du gerne denkst. Das Wenigdenken und das Viellesen sind aber gar oft beisammen; verhalten sich gar oft zu einander wie Ursache und Wirkung. Encyklopädisch willst du dir alle Wissenschaften aneignen; deßhalb durcheilst du alle Bücher oder wenigstens, um die Quint-

*) „Der Genius seculi, heißt es in Hufelands Lebensverlängerungskunst, bringt es mit sich, daß Selbstdenken, Thätigkeit, Speculationen, Reformationen den Menschen weit natürlicher sind, als sonst, und alle ihnen beiwohnenden Kräfte sich weit lebhafter regen. Der Luxus kommt dazu, der durch seine immer vervielfältigten Bedürfnisse immer neue Anstrengungen der Kräfte, immer neue Unternehmungen nöthig macht. Daraus entstehet nun jene unaufhörliche Regsamkeit, die endlich alle Empfänglichkeit für innere Ruhe und Seelenfrieden zerstört, den Menschen nie zu dem Grade von Nachlaß und Abspannung kommen läßt, der zu seiner Erholung unumgänglich nöthig ist, und seine Selbstconsumtion auf eine erschreckliche Art beschleunigt.“

essenz, wie du meinst, von allen Büchern möglichst leicht zu bekommen, alle Journale. Damit ist dir aber die Blüthe von allem voraus zugeflogen; und wenn du nun ans ernste wissenschaftliche Lesen und Durchstudiren gehen willst, so hat kein Buch mehr Neuheit und lebendiges Interesse für dich. Es geht dir dann wie manchem Vielgereisten, dem zulezt kein Land und kein Ort mehr Befriedigung gewährt.

Doch wozu noch eine weitere Aufzeigung solcher Zeitauswüchse, da überall Thatsachen sprechen! Also überhaupt nur noch dieß: dem gewöhnlichen Culturmenschen unserer Zeit (Achtung und Heil den Wenigen, die sich über sie erheben und den Zeitgeist selbst zum Bessern lenken!) fehlt es am innern Schwer= und Lichtpunkte, am Gefühl und Sinn für das Ideale und Heilige, und darum zerstreuet und verliert er sich im Veränderlichen und Verwirrenden der Zeit. Aber eine weitere Cultur, deren Morgenröthe nach den vielen trüben und gewitterreichen Tagen, die auf den Völkern Europa's lasteten, bereits angebrochen zu seyn scheint, wird das tiefere Gefühl mit dem Begriff, den Verstand mit der Vernunft, den Kopf mit dem Herzen wieder versöhnen. Und dann wird der bisher zertheilte innere Mensch sich wieder in seiner Totalität finden und genießen; und keine Leere des Gemüths mehr empfinden.

VIII.

Versöhnungs-Lehre, oder Ansicht der langen Weile von ihrer nützlichen Seite.

Gleich andern Dingen bietet auch die lange Weile zwei Seiten dar. Ihre breitere oder schlimmere und die davon abhängenden nachtheiligen Wirkungen sind bereits durch das Gesagte näher beleuchtet worden. Nun wollen wir auch die andere — minder breite und darum auch minder sichtbare Seite anschauen und prüfen. Hoffentlich gewinnen wir damit den täglich einkehrenden Gast wieder lieber, versöhnen uns leichter mit ihm, sehen und nehmen ihm doch auch einigen Profit ab, neben den mehreren Schäden und Auslagen, die er verursacht.

Aus Mangel an Lebenserregung und Thätigkeit folgt Leere und Langsamkeit des Empfindens und Denkens; und darin besteht eben, nach allem Bisherigen, das Wesen der langen Weile. Unser Empfinden und Denken ist dann ungewöhnlich gehemmt, einförmig und matt; und dieses Gefühl der Hemmung, Monotonie und Mattigkeit des innern Lebens zeigt sich nothwendig als ein unangenehmes Gefühl, als Mißvergnügen; während sein Gegensatz, das Vergnügen auf Lebensthätigkeit beruhet.

Die Langeweile begreift so in ihrem Wesen ein unangenehmes Gefühl, etwas Unnatürliches, insofern ihr eine unnatürliche Hemmung der freien Thätigkeit zum Grunde liegt; und eben deßhalb streben wir aus diesem Zustande immer baldmöglich wieder heraus zu kommen. Niemand erträgt die lange Weile gern oder verweilt gern bei ihr, sobald er sie nur als solche fühlt. Der Unterschied ist blos, daß sie sich nach Verschiedenheit der Individuen verschieden erzeugt oder vernichtet; und sonach bei dem Einen sich gar nicht oder nur wenig, bei dem Andern dagegen im höchsten Grade quälend, äußert. Hiernach modificirt sich denn auch das verschiedene Ertragen derselben und das Widerstreben dagegen; wie in einem der vorangehenden Abschnitte besonders erörtert ist. Immer aber liegt in der langen Weile selbst ein mehr oder minder starkes Schmerzgefühl; und dieses kann, wie die Erfahrung lehrt, oft so hoch steigen, daß wir die auffallendsten Kraft-Anstrengungen (Thorheiten und Grobheiten) zu Hülfe nehmen, um nur ein solches peinigendes Gefühl zu vertreiben.

Dieses Schmerzgefühl, das aus der Unthätigkeit erfolgt, dieser Haß gegen Langeweile, dieser angeborne innere Trieb nach neuen Eindrücken, dem sich die lange Weile feindlich entgegenstellt, treibt nun immer wieder aus derselben heraus — zur

Thätigkeit; oft freilich zu einer nutzlosen oder gar schädlichen und schändlichen, oft aber auch zur nützlichen. Die Arbeitsscheu und Gemächlichkeit betrügen sich solcher Weise selbst; wie schon oben bemerkt worden. Denn sie führen zur langen Weile, indem Ruhe ohne vorgängige Arbeit nicht befriedigt; und die lange Weile führt hinwieder zur Thätigkeit, indem ihr Schmerzgefühl die Gemächlichkeit der faulen Natur überwindet. Nur ganz abgestumpfte Menschen, denen das äußere Leben schon alle innere Lebenswärme und Pulse ausgesogen hat; die durch vielfachen Uebergenuß und Ueberthätigkeit gänzlicher Atonie und Apathie heimgefallen sind; nur solche ausgeleerte und ausgetrocknete Mumien versinken durch lange Weile in noch größere Stumpfheit, in andaurende totale Trägheit und Ertödtung. Bei ihnen verliert die Langeweile ihren Stachel, ihre aufregende Kraft.

In den meisten Fällen aber rafft die Langeweile durch ihr Schmerzgefühl aus der Trägheit wieder auf; und treibt und drängt zu neuen Kraftäusserungen, um neue Eindrücke auf unser Lebensgefühl zu bewirken und es dadurch wieder zu erhöhen. Auf solche Weise wird dann die Langeweile, obgleich gewissermaßen das Caput mortuum des innern Menschen, doch auch ein bedeutendes Erregungsmittel der Kräfte; ein allgemeineres und wirksameres, als

es beim oberflächlichen Blicke scheint. Ihre Unlust, wenn auch häufig nur ein negativer Schmerz, strebt wie jeder andere Schmerz aus sich hinaus; sowie umgekehrt das Lustgefühl in seinem Extreme leicht zum Schmerzgefühl umschlägt *).

Die Langeweile ist so in den meisten Fällen ein Sporn zu neuer Thätigkeit; darin bestehet ihr allgemeinster Nutzen. Sie regt die innern und äußern Kräfte neu auf, indem sie entweder einer andern, nicht gehemmten, sondern freigelassenen Kraft desto größeren Aufschwung und größeres Leben gibt, oder die gehemmte Kraft, nach einigem Stillstande und dadurch neu gesammelter Erregbarkeit, wieder ins Leben zurückruft. Freier und kräftiger äußert sich alsdann in beiden Fällen die neue Thätigkeit. Und so gehet aus scheinbarem Tode ein junges Leben hervor, wie in der physischen Natur.

Nicht das Bedürfniß, sondern die lange Weile treibt auch die vom Glücke vorzüglich Begünstigten, die Vornehmen und Reichen zu mancherlei Geschäften; sie bedürfen keines Erwerbes durch Arbeit, aber sie machen sich Arbeit zum Zeitvertreibe.

---

*) „L'ennui est dans l'univers un ressort plus general et plus puissant, qu'on ne l'imagine. De toutes les douleurs c'est sans contredit la moindre, mais enfin c'en est une.“ *Helvetius* de l'esprit; Tom. I. p. 337.

Und was anfänglich blos aus langer Weile, halbschläferig, ohne lebendigen Drang und Zweck unternommen ward, wird doch meistens im Fortgange munterer betrieben und nach und nach mit Liebe umfaßt; und am Ende steht oft wider Erwarten ein gelungenes Werk da. Es geht hier mit solchen Geschäften gerade, wie mit andern, die wir auch blos um der Beschäftigung willen oder blos darum verrichten, weil wir sie uns nun eben ohne einen besondern Endzweck — vorgesetzt haben; wir freuen uns der freien Wahl und unsers Thuns um des Thuns willen. Dadurch entstehet dann ein reines Interesse für den Gegenstand; und wir ergreifen und verfolgen ihn mit Liebe und Drang, je mehr die Idee desselben aus dem eigenen Geiste selbstständig hervorgegangen. „Nichts, sagt schon irgendwo Platner, gibt den Handlungen mehr Lebhaftigkeit und Beharrlichkeit, als wenn die alleinige Befriedigung des selbsteigenen Willens an sich selbst und abgesehen von seinem Endzwecke, ein Gegenstand des Willens ist." Nicht Rücksicht auf Broderwerb, der uninteressirte Thätigkeits- und Bildungstrieb erzeuget und gestaltet jezt das Product, an welches der Mensch, blos weil er es will und in der Verwirklichung dieses Wollens sich gefällt, seine ganze Kraft gesezt hat. Aus diesem freien Thätigkeits- und Bildungstriebe, den oft erst die

lange Weile recht entwickelt und auf die rechten Gegenstände hinlenkt, sahen wir auch von jeher die gelungensten, genialsten Erzeugnisse des Geistes hervorgehen. Man nehme nur die astronomischen Kenntnisse und sinnreichen Theogonien und Cosmogonien der Chaldäer, Perser und Indier; ihre Poesie und Philosophie und ihre dieses Alles ineinander verschmelzende Mythologie.

Die Langeweile macht Virtuosen, wie im Bösen, so auch im Guten. Eingeschränktheit und Reizlosigkeit des äussern Lebens bildete von jeher in Klöstern manchen Ränkemacher und menschenfeindlichen Charakter; aber auch manchen Gelehrten, manches denkende und erfindende Genie. Denn je weniger sich der Mensch nach aussen verbreiten und zerstreuen kann, desto tiefer gräbt er, wenn anders seine innere Kraft nicht schon gelähmt ist, nach innen, und erbaut sich da seine Bildungs- und Industrie-Schule — zu guten oder schlimmen Zwecken.

So plagt und treibt dann der Dämon der Langenweile unsere Erden-Söhne und Töchter — oft wider eigenes Wissen und Wollen — zum Neuen und Bessern, zum Einschlagen ungebrochener Bahnen, zu ungewöhnlichen Ideen, Entschlüssen und Anstrengungen. Der auf eine Weile im Winterschlafe erstarrte Geist erwacht nun mit desto regerer Kraft wieder, durchschlägt die Eisdecke und bewegt sich im

verjüngten Leben rüstig fort. Er feiert und nützt jezt sein neues Leben, wie der munter Erwachte seinen Morgen; vorausgesezt nur, daß die Ruhe nicht allzu lange gewährt und sich nicht die frische reine Morgenzeit zum Mittag verdichtet hat. Das verjüngte Leben entwickelt alsdann neue Kräfte; und diese treiben üppige Blüthen auf dem Felde des Handelns, wie des Wissens. Vorzüglich gilt dieses in Bezug auf geistige Entfaltung und Gestaltung — in Künsten und Wissenschaften.

„Wenn die Affen lange Weile hätten, so würden sie Menschen werden und sprechen lernen" meinte Helvetius halb im Ernst, halb im Scherz. Im Ernste wollte er ohne Zweifel nur sagen: auch die Affen würden dann die in ihnen schlafenden Kräfte mehr entfalten, wenn auch nicht eigentlich ein Sprachvermögen. Denn zu lezterem gehört wohl, wie hoffentlich auch Helvetius im Ernste einräumen würde, etwas mehr, als eine Affenseele.

Mit der frei werdenden Sprache, die dafür im Menschen die Langeweile der vorplaudernden Mutter mit der langen Weile des aufhorchend-nachplaudernden Kindes am meisten entwickelt, wird der menschliche Geist überhaupt ein freier, der sich nun von der Innen- und Aussenwelt als besonderes Ich ablöst, und selbstständig darin steht und umherblickt. Die Sprache gibt ihm Schlüssel und Au-

ge zu allen Reichen des Wissens; durch sie verbreitet er sein Wissen über andere Geister und vermehrt auch mit dem ihrigen das seinige. Je mehr Gewalt und Reichthum der Sprache, desto mehr Kraft und Ausbreitung der Begriffe; dieß gilt bei Einzelnen, wie bei ganzen Nationen.

Wenn so die Langeweile selbst die tiefere Geistes-Cultur befördern hilft; so gebührt ihr gleichwohl noch mehr Verdienst in Bezug auf die flüchtigeren, leichten Begleiter der Cultur, auf schöne Künste und Annehmlichkeiten des Lebens. Der Stachel der langen Weile treibt zum Witz, zu freien Welt-Manieren und Galanterien. Denn man wird immer finden, daß diese feineren Genüsse und Künste des geselligen Lebens in eben dem Maase sich vervollkommnen und ausbreiten, je mehr die Langeweile in dem Wesen und Leben einer Nation oder einzelner Stände derselben feste Wurzeln gewonnen hat. Der französischen Nation oder wenigstens der höheren Classen derselben hatte sich in den nächsten Zeiten vor der Revolution aus mancherlei Gründen in moralischer und politischer Hinsicht wahrhafte Langeweile bemächtigt; und darum sind auch eben diese Zeiten die besten Zeiten des französischen Witzes, Spottes und freien Umgangstones. Die vorzüglichsten Annehmlichkeiten, Genüsse und Künste des Umgangs entspringen und bilden sich in der Regel über-

all aus dem Schoose der langen Weile, verschönern und cultiviren das gesellige Leben, und erzeugen, wenn auch nicht wahre Humanität und moralische Güte, doch einen Humanitäts- und Tugendschein, durch welchen jene verbreitet oder wenigstens in ihrer Entwickelung äusserlich nicht gehindert werden.

Ein selbstthätiger Kopf wird durch die lange Weile, selbst bei manchen ungünstigen äußeren Verhältnissen, zu unerwarteten Unternehmungen und Kraftäußerungen getrieben. Wie mancher Gefangene bildete sich nicht auf diese Weise zum Selbstdenker, zum Menschen- und Weltbeobachter, der er außerdem — mitten im Weltgetümmel nie geworden wäre. Und wie mancher auf andere Art in die Einsamkeit Verwiesene oder in einem kleinen stillen Orte Lebende ward nicht eben darum ein gründlicher und glücklicher Schriftsteller? Der gemeine Kopf spielt in seiner Einsamkeit mit Hunden, Katzen, Vögeln; oder ziehet wohl auch seine mehreren Taschen- und Standuhren zu verschiedenen Tageszeiten pünktlich auf. Jener bessere Kopf dagegen spielt mit geistreichen Gedanken und Phantasieen; und bildet aus diesem Geistesspiel ein originelles Ganze zusammen. Aus langer Weile schrieb Wieland seine Abderiten, laut der Vorrede dazu; er wußte gerade nichts Besseres zu thun; und was hätte er auch Besseres thun

können? Und wie viele von unseren besseren Romanen, die keine Spur von der brodhungrigen Federschnelligkeit gewöhnlicher Romanschreiber an sich tragen, mögen nicht zunächst der langen Weile ihr Daseyn verdanken? Das Nämliche gilt von gar manchen philosophischen Werken, die, seyen sie von vorzüglichem Werthe oder nicht, doch immer zu der Einen wahren Philosophie einen Beitrag liefern. Und Gleiches gilt, wenn ich das Kleine zum Grossen stellen darf, auch von den vorliegenden Betrachtungen über die Langeweile, die sich hier im Subjekte des Verfassers selbst anschaut und auseinanderlegt.

In fugam vacui geschieht überhaupt so Vieles in unserer beweglichen Welt; in der moralischen, wie es scheint, nur um so mehr, je weniger man jezt noch Platz und Gewalt dem horror vacui in der physischen Welt zugestehen will. Das Geisterreich wird immer beweglicher, vermöge der Cultur; und wo auf der einen Seite Einengung erfolgt, macht sich auf der andern der Geist mehr Luft. Da ist dann ein beständiges Gähren, Treiben und Geschäftigseyn! Der unruhige Mensch will überall der langen Weile entfliehen; und doch wird er überall so leicht wieder gehemmt, verstimmt und in Unordnung gebracht, wie die Uhr, je kunstreicher und complicirter ihr Räderwerk ist. Bald reißt ihn die ge-

waltige Fluth mit sich fort, bald hält ihn die Ebbe auf dem Sandboden fest *).

Freilich überströmt jene Fluth oft nur das Land, ohne es zu befruchten; ist bloße Bewegung des Wassers, ohne einen Geist, der über den Wogen schwebt und sie zu bewältigen weiß. Und darum erscheint freilich der Haufe gewöhnlicher Culturmenschen — bei ihrem vielerlei Thun und Treiben — oft nicht besser, wie jenes Häuflein unruhiger Knaben, die Ball schlagen, sich raufen, und eilfertig hin- und herjagen, blos weil sie lange Weile und kein Sitzfleisch dafür haben. Gleichwohl stärken und entwickeln dadurch die Knaben ihren Körper und zugleich dessen Kern, ihr geistiges Ich; es entstehet doch Thätigkeit, also Entfaltung und Uebung der Kräfte. Die flüchtigen Saamenkörner des Guten setzen sich dadurch ab und in den gehörigen Orten an; und die Frucht bleibet am Ende nicht aus, wenn sich auch für jezt die Zeit und Art ihrer Reife noch nicht berechnen läßt.

---

*) „C'est le besoin d'être remué et l'espèce d'inquiétude, que produit dans l'ame l'absence d'impression, qui contient en partie le principe de l'inconstance et de la perfectibilité de l'ésprit humain; et qui le forçant à s'agiter en tout sens, doit après la révolution d'une infinité de siècles inventer, perfectionner les arts et les sciences et enfin amener la decadence du goût.“ *Helvetius* de l'esprit. Tom. 1. p. 338.

Bei manchem grossen Manne hat sich so der Keim seiner Größe an unbemerkbaren, ganz unwichtig scheinenden Zufälligkeiten des spielenden Jugendlebens aufgeschlossen und befruchtet. Man lese in dieser Beziehung nur Franklins, Rousseaus und Göthes Selbstbiographieen. —

Was bisher gesagt worden, wird im Allgemeinen zur Aussöhnung mit der langen Weile genügen; denn sie stellt sich hiernach überhaupt dar als eine aufregende Potenz der thätigen Kräfte. Inzwischen erlaube man noch eine nähere Auseinandersetzung der bedeutenderen Wirkungen, wodurch sich die lange Weile vorzüglich heilsam erweiset und zugleich in ihrem Wesen noch genauer offenbaret. Werden wir uns sodann auch nicht völlig mit diesem Dämon befreunden können, weil seine breitere Kehrseite doch immer mehr abstößt, als seine schmale Lichtseite anziehen mag; so werden wir ihn, da er doch einmal gar oft ertragen werden muß, nun wenigstens nicht so unerträglich finden, wie Manche, die er eben darum auch um so ärger plagt.

1. Die Langeweile retardirt, während ihrer Dauer, die Lebensthätigkeit, und hält damit die schleunige Selbstconsumtion auf, die, wie wir wissen, vorzüglich in unserm vielgeschäftigen und genußgierigen Zeitalter weit um sich greift. Sie ist auf diese Art ein aufhaltender Gegensatz der Viel-

thätigkeit, wenn sie sich gleich hinwieder aus dieser erzeugt, wie auch schon bemerkt worden. Dieß widerspricht keineswegs unsern vorausgegangenen Behauptungen, die sich mehr auf die Veranlassungen und Folgen der langen Weile bezogen; hier ist dagegen von ihrer unmittelbaren Wirkung die Rede, in so lange sie dauert. Und da gehet aus ihrem Wesen nothwendig hervor: daß sie die Lebensthätigkeit hemmt, und folglich auch die Selbstconsumtion aufhält. Das Schmerzgefühl, das sie erzeugt, treibt uns zwar früher oder später wieder aus ihr heraus — zur Thätigkeit; aber in sich selbst hemmt und retardirt die Langeweile jederzeit das Leben. Und wie viel ist dieses nicht werth, wie oft nicht nothwendig, auch wenn es nur wenige Minuten beträgt, für die Erhaltung des physischen und geistigen Menschen? Wie mancher brod-, oder ehr- oder blos wißbegierige Gelehrte würde sich noch früher, als es gewöhnlich geschieht, aufreiben, und mit seinem Lebensvorrathe fertig seyn, wenn er nicht bisweilen in eine langweilige Visite geworfen, von einer mechanischen Vor- oder Nebenarbeit hingehalten, durch eine Familien-Angelegenheit abgezogen, und durch andere dergleichen Dinge in seiner literarischen Forsch- und Genußgier gehemmt würde. Allerdings sind ihm solche Abhaltungen nicht angenehm, aber dafür um so heilsamer seinem ganzen Menschen, wenn auch

nicht dem Gelehrten. Körper und Geist und alle seine Kräfte kommen wieder in ein besseres Gleichgewicht; und die einseitige gelehrte Anspannung, die so leicht in Ueberspannung umschlägt, läßt auf eine Weile zum Besten des Gesammt-Menschen nach.

Neben der Vielgeschäftigkeit und richtungslosen Kraft-Vergeudung des Culturlebens möge also immerhin auch die Langeweile ihren Platz haben, und zuweilen Halt! rufen, damit wir nicht durch zu schnelles Vorrücken dem Feind in die Hände laufen. Das in tausenderlei Thätigkeiten und Genüsse zerspaltete und zerrinnende Leben muß von Zeit zu Zeit Queer-Riegel und Dämme finden, an welchen es sich bricht, und seine Wellen wieder zurück in sich sammelt.

2. In den Momenten der langen Weile häuft sich die Erregbarkeit wieder an, die Kräfte sammeln sich zu neuen Anstrengungen; und darum ist oft der nachherige Aufschwung zum Handeln um so kräftiger. Den Mangel idealischer Selbstthätigkeit muß die Langeweile nicht weniger oft ersetzen, indem sich in ihrer Ruhe allmählig ein Kraftgefühl entwickelt, das nun früher oder später durch und in Thaten auszuströmen sucht. Der Geist wird nun, bei der Einförmigkeit des äussern Lebens, und bei der geringen Beschäftigung der äussern Sinne, zurückgeworfen in

sich selbst; der innere Sinn ist nun lebendiger und schärfer, und erfaßt die Zustände und Anregungen der Seele um so reiner und kräftiger. Alle Gefühle und Vorstellungen der Seele zeigen sich jezt im vollen Lichte; und in Einen Strahlenpunkt versammelt, ströhmen sie nun kräftigeres Feuer und Leben aus, und es entzünden sich an ihnen neue Gefühle und Ideen. So giebt die Langeweile Kräften und Ideen manchen nicht zu vermuthenden Schwung da, wo es an innerer Energie und idealischem Sinne, oder an äussern günstigen Verhältnissen größtentheils gebricht; sie sezt Thätigkeiten und Leidenschaften in Bewegung, die — ohne ihren Stachel — durch das kalte und abschreckende Veto des Staats oder des Eigennutzes vielleicht auf immer niedergehalten worden wären. Die zwingenden Formen des Staatslebens und die kalten Berechnungen des Privatinteresses gebieten überall mehr Passivität, als rasches Handeln; unversehends aber, wie ein Deus ex machina, tritt oft die Langeweile dazwischen, und stößt mittelst ihres Schmerzgefühls aus jener Passivität wieder gewaltsam heraus; sie treibt dann wieder, dem Herkommen im Staatsleben und in den Sitten und den engherzigen Calculs des Egoismus entgegen, zu neuen Ansichten und Schöpfungen, zu kühnen Unternehmungen und groß-

artigen Umwandlungen des Bestehenden *). Und wenn sie auch die eine Kraft für einige Zeit hemmt und lähmt, so wendet sich der Lebenssaft dafür zu einer andern; und dieser springt dann desto freier und lebendiger hervor. Daraus folgt:

3. daß sie alsdann oft ungewöhnliche und neue, mithin die angenehmsten Thätigkeiten aufregt. Sie sezt jezt Kräfte ins Spiel, die im gewöhnlichen Zustande andern den Platz räumen müssen, also ganz unbekannt und ungebraucht bleiben. Diese neuen Kräfte und ihr Gebrauch müssen uns dann doppelt erfreuen; wir haben neues, fruchtbares Land gewonnen, da, wo wir nur auf Sandboden zu wandeln glaubten. Und was wir so anfangs aus bloßer Langeweile (par depit) zu thun scheinen, das thun wir jezt mehr und mehr con amore, eben weil ein bisher brachgelegener Theil unseres Wesens jezt unvermuthet Blüthen und Früchte treibt.

Wenn uns aber auch die lange Weile nicht immer so belohnt, so erhöhet sie doch

4. wie jedes Unangenehme, ihren Gegensatz,

---

*) C'est surtout dans les siècles, où les grandes passions sont mises à la chaine, soit par les moeurs, soit par la forme du gouvernement, que l'ennui joue le plus grand role; il devient alors le mobile universel" sagte Helvetius (in seinem Werke de l'esprit. Tom. 1. p. 340.) einige Jahrzehende vor der Revolution.

d. h. den nachherigen Genuß des Vergnügens, das aus dem wieder freigewordenen Leben, aus der wieder eingetretenen ungehinderten Beschäftigung hervorgehet. Eine nicht zu lange andauernde Langeweile vermehrt die Empfänglichkeit für die nachkommenden Lebensfreuden und Genüsse, gleich einem gesunden Schlafe. Ferner, sowie sich überhaupt aufeinanderfolgende Contraste gegenseitig heben, so gefallen jezt, wenn die Hemmung der langen Weile vorüber ist, und neue Thätigkeit und Lebensfülle eingetreten sind, diese schon wegen des Contrastes desto mehr. Der denkende Kopf, der in der Unterhaltung mit Schaal= und Schwachköpfen eine Weile seine bessern Gedanken unterdrücken mußte, denkt, sobald er solcher Unterhaltung los ist, wieder freier, lebendiger und kräftiger.

Eben so genießt und liebt der Einsame, wenn nur seine Zurückgezogenheit nicht zu lange gedauert, noch die Gesundheit seines Geistes verdorben hat, nachherige Gesellschaft desto voller und besser. Denken wird durch den Wechsel des Nichtdenkens, Einsamkeit und Gesellschaft durch gegenseitigen Wechsel gehoben und gestärkt.

5. Der Egoismus ist, wie schon bemerkt worden, eine besonders ergiebige Quelle der langen Weile, und macht sie am meisten stechend und quälend. Hat nicht der Egoist bereits Alles, die

Menschheit und das Weltganze durch und in seinem individuellen Mikrokosmus vernichtet, mit andern Worten: hat er noch ein Ich, dem die übrige Menschenwelt einigermaßen zugänglich geblieben; ist er noch kein rein durchgebildeter, vollendeter Egoist (deren es doch glücklicher Weise immer nur wenige gibt); so muß ihn seine egoistische Gesinnung und Handlungsweise sehr oft der Gemüthsleere, langen Weile und Traurigkeit preis geben. Der Egoismus läßt nichts Freies und Freundliches von sich ausströmen zu Andern; und so nimmt er auch kein fremdes Leben, keine fremde Liebe in sich auf. Diese Isolirung des Ichs, das für sich allein doch nur wenig seyn und geben kann, erzeugt dann immer größere Lebens-Gleichgültigkeit und Langeweile; und so sucht er endlich Lebenserweiterung im Uebergange und Umgange in und mit andern Ichs.

Die Langeweile egoistischer Isolirung führt auf solche Weise wieder in die Gesellschaft zurück, befördert die Umgänglichkeit und gegenseitige Theilnahme. Sie arbeitet dem sympathetischen Triebe vor und nach, der ohne ihren Stachel vom eigennützigen Triebe häufig zu sehr umwickelt und niedergehalten bliebe.

Nicht wahres Wohlwollen, noch Pflichtgefühl, sondern einzig die Langeweile wirft uns oft mitten in fremde Menschen-Angelegenheiten, in gesellige

Cirkel, und bewirkt thätiges Interesse für Andere. Denn sobald wir nur erst auf diese Art dem Leben und den Verhältnissen Anderer näher gerückt werden; so treten dann leicht auch die Anregungen des Mitgefühls und wahrer Humanität hinzu. Ist aber auch dieses nicht jederzeit der Fall, so befördert die Langeweile doch die Umgänglichkeit und alle sich daraus entwickelnden nützlichen Folgen.

Der Egoismus würde noch weit mehr überhandnehmen, noch weit auflösender und zerstörender für die Gesellschaft wirken, wenn nicht das isolirte, selbstherrschende Ich bei allem seinem Stolz und Selbstschmeicheln, doch nur zu bald Oede und Leere und nicht eher wieder kräftigen und fröhlichen Lebensschwung fühlte, als bis es sich wieder mit Andern, mit Einem anderen Ich wenigstens verbindet. Denn auch die größte Eigenliebe und Egoisterei begnügt sich nicht lange mit der eigenen Werthschätzung; sie sucht eine Bestätigung dieser auch in den Worten und Handlungen Anderer. Und auf je weniger wahrem Werthe die Eigenliebe ruhet, um so mehr wird sie sich auch als Eitelkeit zeigen und dann als solche vorzüglich nach äußern Ehrenbezeugungen streben und um den Beifall Vieler buhlen.

IX.

Philosophie der langen Weile; oder von der Kunst, am leichtesten mit ihr fertig zu werden.

Eine Philosophie der langen Weile soll dieser lezte Abschnitt geben und lehren. Aber warum nur der lezte Abschnitt; und ist denn nicht Zweck und Gegenstand des ganzen Buches der, die Langeweile — theoretisch und praktisch — richtig ansehen und behandeln zu lehren? Wenn es in dieser Beziehung nicht stichhaltende Probe liefert, so hat der Verfasser überhaupt Absicht und Mühe rein verloren. Hoffentlich aber wiederfährt ihm kein solches Unheil; und eben dieser Schlußabschnitt, gleichsam die Probe über alles Bisherige, wird das Ganze in der gedachten Beziehung — nur verkleinert wiederholen und somit auch über den Gehalt des Ganzen leichter urtheilen lassen.

Hier werde die Philosophie der langen Weile in der Nuß dargereicht, als Schlußresultat und Schlußlehre, die man zur Noth ohne die vorangegangenen Abschnitte fassen und nützen, aber umgekehrt nicht vorbeigehen kann, gleich als ob es an den Vor-Capiteln genug wäre.

Hier haben wir also kürzlich zu sagen, was im-

mer gegen die Langeweile diene und wie; und was ferner zu ihrer Diversion und Minderung. Warum wäre denn nicht — neben und unter den mancherlei neuern Philosophieen und Nichtphilosophieen — auch eine Philosophie der langen Weile am rechten Orte? — Wir haben ja gesehen, daß eben diese Langeweile keines der geringsten Culturübel der Zeit ist; und sowie jedes derselben seine besondere Philosophie hat und fordert, so wird man eine dergleichen auch der langen Weile einräumen, vielleicht um so mehr einräumen müssen, als gerade diese Philosophie der langen Weile ein wohlthätiges und oft unentbehrliches Hausmittel gegen manche langweilende andere Philosophieen abgeben dürfte. Hier haben wir ja so vielerlei Hinsichten beisammen, in und nach welchen umfassend, gelehrt und tiefsinnig philosophirt werden kann; in medicinischer, psychologischer, ästhetischer, politischer und moralischer Hinsicht. Denn die lange Weile verbreitet sich und greift nach diesen und nach mehreren andern Beziehungen überall um und ein, gleich einem Polypen. Sie ist reich an Stoff und Form, an Wirkungen und Beziehungen. Ihr Doppelgesicht zeigt und macht bald Spaß, bald Ernst. Sie hat eine comische Seite; denn zu wie vielerlei Lächerlichkeiten und Thorheiten gibt sie nicht täglich Anlaß! Sie hat aber auch eine ernsthafte; denn wie mancherlei schädliche und nützliche Dinge

entkeimen nicht ihrem Schooße; oft anfangs scheinbare Kleinigkeiten nur, die jedoch bald zu Schneelawinen anschwellen und zulezt Körper und Geist, den ganzen Menschen überdecken. Indessen geschieht dieses doch gewöhnlich nur auf einige Zeit; nachher erhebt und stärkt eben diese Langeweile wieder zu neuem Leben und Wirken, und der Mensch arbeitet sich aus der kalten Lawine hervor, um den frei gewordenen Berg grünen zu sehen und zu bauen.

Wie und wodurch sich die Langeweile am besten vertreiben lasse, ist ohne Zweifel eine gar wichtige und praktische Aufgabe. Aber wer könnte alle die Zeitverkürzungs-Mittel nennen, deren sich die Menschen bedienen? Sind sie doch fast eben so mannichfaltig und verschieden, als die Personen selbst, von denen sie gebraucht werden. Dieß folgt aus dem schon oben entwickelten Satze: daß sich die Langeweile nach Verschiedenheit der Individuen verschieden erzeugt und äußert; indem sich hiernach auch die Gegenmittel modificiren und verändern müssen. Gleichwohl lassen sich auch gewisse allgemeine Gegenmittel anführen, die nicht so ganz und allein mit individuellen Beschaffenheiten zusammenhängen. Und da verdienen mitunter manche Kleinigkeiten als probate Mittelchen empfohlen zu werden, die Wenige dafür ansehen, Viele aber selbst unbewußt benutzen, z. B. das gesellschaftleistende Rauchkerzchen,

die Tabackspfeife mit ihren aufsteigenden Dampfwölkchen, das Lodern und Knistern des Feuers (le feu fait compagnie — ist ein französisches Sprüchwort), das Stockbanddrehen, das Händereiben, das Gesichterschneiden, der Spiegel bei Mädchen, ein Cicisbeo bei manchen Damen, deren unbeschäftigte Männer dafür Küche und Keller visitiren und dgl. Kurz, Alles, was Bewegung hat und giebt, führt leicht dem ruhenden Körper und Geiste neue Eindrücke zu und verkürzt so die Zeit; so wie umgekehrt ein ganz ruhender Gegenstand, z. B. eine Landschaft ohne Fluß bald Langeweile macht.

Einerseits enthält es für den menschlichen Geist ein Compliment, daß er in Ermanglung lebhafterer Bewegung und Beschäftigung bald Langeweile fühlt, und dann auf diese oder jene Art sich ein Geschäft zu machen sucht. Andererseits und in Betracht obenerwähnter Kleinigkeiten aber ist es doch keine geringe Demüthigung, daß ihn solche Mittelchen vom Uebel erlösen und seinen Thätigkeitstrieb befriedigen können. Er schließt hier einen Allianztractat oder eine Art von Vergleich zwischen seiner Trägheit und seinem Thätigkeitstriebe, um beiden Etwas zu geben, was sie zufrieden stellt. Aber manchmal läßt sich dieser sonst hochstrebende Geist doch wahrhaftig zu leicht abspeisen. Ein Rauchkerzchen, eine Tabackspfeife, ein Stockband, ein Nürnberger

Kartenspiel — wie mögen sich doch die Kindergeister in Mannskleidern so behaglich daran hängen und festhalten? Gleichwohl ist es so und ziemlich allgemein so. Man nehme nur das allmächtige Kartenspiel, dieses so weit verbreitete Zeitverkürzungsmittel in höheren und niederen Ständen. Dieses allein gibt schon den klarsten Beweis für die allgemeine Herrschaft der langen Weile; und verdiente allein schon seine besondere Philosophie und Moral. Denn was für mancherlei Producte erzeugen sich nicht wieder aus diesem Produkte der langen Weile? Das Kartenspiel gibt ein verjüngtes Bild vom Lebensspiele. Wie der Spieler spielt, gewinnt und verliert, so benimmt und zeigt er sich gewöhnlich auch im größern Spiele des Lebens; und darum hat schon Garve bemerkt, daß sich im Spiele der Spieler auch nach seinem übrigen Charakter leicht verrathe.

Lassen wir jedoch das Spiel, worüber ohnehin schon genug philosophirt worden und das dennoch immerhin fortgespielt wird, auf sich beruhen; und versuchen wir dafür, noch einige allgemeine Vorschriften zur rüstigen Waffnung gegen die Langeweile zu geben.

Wir haben schon öfters bemerkt: das beste Gegenmittel sey Thätigkeit und zwar angemessene Thätigkeit, d. h. eine solche, die die Kräfte entfal-

tet und übet, ohne sie zu verbiegen, noch zu verbrauchen. Also feste, besonnene, stätig fortlaufende Thätigkeit, die dem Individual-Menschen, nämlich seinen Kräften nach deren Qualität und Quantität anpassend ist; und Wechsel dieser Thätigkeit nach den individuellen Kräften. Dahingegen reibt eine unruhige übereilte Thätigkeit die Kräfte vor der Zeit auf; und eben so eine auf den nämlichen Gegenstand zu lange fixirte. Beides erschöpft und entleert dann unser Lebensgefühl und gibt uns der langen Weile preis.

Was gibt aber der Thätigkeit den fortlaufenden Schwung und Besonnenheit und Haltung dabei? — Nicht die aufs Einzelne gerichtete Leidenschaft und deren schnell auf- und verloderndes Feuer, nicht das einzelne Wollen, das sich in seinem Gegenstande aufreibt und erschöpft; sondern die Idee, das innere Vernunftleben, der Eine höhere Wille, der einem himmlischen Genius gleich über alle einzelne Leidenschaften und Begehrungen leitend schwebt, die zerspalteten Einzelzwecke des Augenblicks vereint und unterordnet in Einem höchsten und lezten Zweck.

Kopf und Herz zusammen muß die Idee durchwurzeln und still begeistern, nicht convulsivisch bald nach dieser, bald nach jener Richtung hinschleudern, wie es die sinnliche Leidenschaft thut. Die höhere, alle andere zügelnde Leidenschaft und Begeisterung

sey eben die Idee, wie sie ihrem Objecte, dem Ideal durch das ganze Leben nachstrebt und die Thätigkeit des Menschen aufruft, ohne sich hier oder dort in einem Nebenpunkte hemmen und vergraben zu lassen. Hier verliert sich dann die Produktions-kraft nie im Produkte, weil dieß das Ideal seyn soll, und das Ideal nur mehr und mehr erstrebt, nie erreicht wird. Aber eben dieses fortgehende, still-begeisterte Streben nach dem Ideal (das in Jedem liegt, nur nicht in Jedem bis zur ergreifenden Lichtgestalt sich entfaltet) gibt das reichere, höhere Leben, den reinen Sinn, die erquickende Fülle und Kraft in sich selbst. Diese reinere Lebensquelle — ist sie nur einmal im Menschen aufgeschlossen — kann sich dann so wenig erschöpfen, wie das Ideal, worauf das Streben geht; und wird sich durch keine Langeweile der irdischen Welt und deren sich selbst erschöpfende Genüsse ab- und ausgraben lassen. Ja sie wird um so höher und reiner fortsprudeln, je mehr das äußere Leben veröbet und vertrocknet; so wie äußere Kälte die innere Lebenswärme verdichtet und erhöhet.

Man entwickele und stärke somit dieses Kraft-feuer der Brust, den Sinn und die Begeisterung für die Idee und deren immer festere Begründung in und durch Einen Willen; dann wird uns der Haupt-panzer gegen die Langeweile nie fehlen. Die Idee,

in diesem reinen Sinne genommen, ist, wie man leicht ersieht, vom blos Verständigen (Intellectuellen) unendlich verschieden und darüber unendlich erhaben. Das bloße Verstandesleben, die bloße Vergeistigung — ohne ein reines Gemüth und Gemüthsideal — führt nur zu häufig in austrocknende Selbstsucht und damit zur langen Weile. Nicht die geistreichen, sondern die gemüthlichen Menschen leben vorzüglich heiter und zufrieden mit sich, wie mit Andern. Ein Gemüthsideal begeistert sie und erhält ihr Inneres aufrecht über der Einförmigkeit oder Schaalheit des Aussenlebens. Sie leben still, wie der in sein Ideal versenkte Künstler, und dennoch forthin innerlich thätig, forthin erhellt und beglückt durch die Idealwelt im eigenen Busen. Dem Verstandesmenschen dagegen fehlt es zwar nicht an Gedanken, und öfterer lebhafter Geistesthätigkeit, aber an ihrer höheren Richtung und Verbindung; und darum entzweiet er sich so leicht mit der Aussenwelt, oder macht sich so leicht mit ihr gemein und von ihr abhängig. — Nur das Gemüthsideal vereinigt Kopf und Herz, Himmel und Erde ruhig und frei.

Nur dieses gibt unserm Leben gehaltene Kraft und Höhe, fortdauerndes Streben und Einheit des Strebens. Die Vormünderin darüber ist die Vernunft, als welche die Ideen fordert und gibt. Ebendieselbe ordnet und leitet dann alle einzelnen Thätig-

keiten, damit sie ihrem Endzwecke entsprechen. Sie sorgt in dieser Hinsicht besonders auch dafür, daß sich unsere Thätigkeiten nicht übereilen, nicht gegenseitig vernichten, nicht einander verwirren, noch unterdrücken, sondern sich naturgemäß folgen und ablösen.

Wechsel der Thätigkeit ist oft angenehmer und erholender, als Ruhe, indem dabei Thätigseyn einer andern Kraft mit dem Ausruhen der zuvor geübten zugleich statt findet. Aber damit dieser Wechsel möglich und in der gedachten Art wirklich erholend sey, so müssen mancherlei Kräfte zuvor entfaltet und zur Thätigkeit geschickt gemacht worden seyn. Also entwickele und cultivire man in der schönen Entfaltungs-Periode der Frühjahre zugleich mehrere Vermögen, intellectuelle, ästhetische und mechanische; doch immer in Beziehung und Unterordnung auf eine Hauptkraft und unter einen Hauptzweck — nach den Winken und Ansprüchen des individuellen Idealmenschen. Mehrere Nebensonnen mögen um die Hauptsonne laufen, ihr Licht und ihre Wärme noch vermehren; aber sie nicht verdunkeln oder aus ihrer Stellung im Mittelpunkte verrücken wollen, um sich selbst zur Centralsonne zu erheben. Eine Hauptthätigkeit sey Zweck und Gegenstand deines ganzen Lebens; alle übrigen Strebungen und Thätigkeiten seyen bloße Intermezzos, erheiternde Stecken-

pferde, Handlanger und Diener jener Hauptthätigkeit.

Immer fühlt Derjenige am ersten Mißbehagen und Langeweile, der ohne Einheit des Zwecks arbeitet, sich in Vielerlei abmattet, verwirrt und verliert; denn nun kann ihn keine Arbeit ganz befriedigen, weil ihn keine ruhig und allein beschäftigt. Am zufriedensten finden wir dagegen gewöhnlich solche Arbeiter, die sich einem — ihrem Drange und ihrer Kraft (die beide in der Regel zusammentreffen) angemessenen Geschäfte emsig hingeben, ohne jedoch vorbereitender und unterstützender Nebenarbeiten, zur Abwechslung und Erholung vom Hauptgeschäfte, ganz zu entbehren. In unumwölkter Heiterkeit, Gemüthsfülle und stiller Begeisterung arbeitet der wahre Künstler Wochen und Monate lang an einem Werk, und feiert jede gelungene Partie desselben mit einem innigen Halleluja; und jedes vollendete Werk ist ihm doch nur ein Versuch, von dem er zu einem bessern übergeht und so mit erhöheter Liebe sich immer mehr zur Meisterschaft hinaufarbeitet. Und wie selig und erhaben fühlt sich nicht auch der Dichter oder philosophische Schriftsteller in seinen glücklichen Schöpfungstagen? Er krönt sich heimlich und theilt sich selbst Preise zu, ehe noch Akademien und Recensenten daran denken. Der stille Zuruf: ich hab's gefunden! — ist ja gar oft auch

nicht blos die erste, sondern selbst die einzige würdige Belohnung des Künstlers und wissenschaftlichen Forschers. —

Erhalte ferner deinen Körper, diese Einfassung und Behausung des Ichs, dieses General-Medium, wodurch die Aussenwelt in dein Inneres eingehet, gesund, fest, in natürlicher Erregung. Seine Actionen und Reactionen müssen deinen geistigen Thätigkeiten paralell laufen; sonst erzeugen sich früher oder später schreiende Mißtöne des Gesammtwesens. Erlaube dir darum weder zu lange dauernde körperliche Anstrengung und Bewegung, noch zu lange Ruhe. Mache dir öfters Bewegung im Freien, ohne ein vorgestecktes Ziel wohin, blos um den Körper auszulüften und zu bewegen. Das heißt: gehe spazieren, aber mehr mit dem Körper, als mit dem Geiste; denn das fixirte Denken auf Spaziergängen ist sehr oft physisch schädlich, und selten viel fruchtbringend in geistiger Hinsicht.

In der Stube und in deinem Lehnsessel kannst du den Geist viel besser und kräftiger bewegen und auch lustwandeln lassen, ohne daß der Körper darunter leide. Aber ein rechter, mit dem Körper und um des Körpers willen gemachter Spaziergang ins Weite, den blauen Himmel über und grünende Felder um uns, wie wohlthätig wirkt der nicht auf unsere Stimmung; wie oft verscheucht er nicht mit

einemmale körperliche Schwere und Bangigkeit und alles Mißbehagen? Das lange Sitzen in den Stuben, am Schreib- oder Handwerks-Tische lähmt und schraubt dir mit dem festgeschraubten Körper allmählig auch den Geist fest; aber beide macht ein rechter Spaziergang wieder frei, und die Lebenssäfte gewinnen neue muntere Bewegung.

Zur Gesundheit des Körpers gehört eine ruhige Reizempfänglichkeit, und diese wird eben durch Bewegung und mäßige Diät am besten erhalten. Vieles Sitzen, üppige und anstrengende Geistesarbeiten, Schwelgerei in sinnlichen Genüssen stimmen hingegen leicht das Körpersystem zu einer unruhigen Reizbarkeit und Beweglichkeit, wobei keine Heiterkeit und Ruhe des Lebens lange besteht. Krankhaft reizbare Nerven werfen dann den Menschen abwechslungsweise vom Himmel in die Hölle, vom höchsten Genuß in die größte Leerheit und Mißlaune. Und eben in diesem geschwächten Körperzustande liegt, wie schon ausführlicher erörtert worden, eine der häufigsten und stärksten Veranlassungen der langen Weile.

Erhalte aber auch, um den Körper nicht so zu miß- und zu verbrauchen, deinen G e i s t gesund, damit er nicht zu gierig, zu üppig und zu delikat nach sogenannten feinern Genüssen strebe, noch zu sehr erweiche und zu leicht gekränkt werde durch Mangel oder Widrigkeit gewisser Affectionen. Ein

in dieser Hinsicht verwöhnter und verzärtelter Geist schadet dem gleichförmigen Sonnenscheine des Lebens oft noch mehr, als ein schwächlicher Körper; aber das Aergste ist, daß gewöhnlich sich beide zusammenfinden und durch einander noch mehr verschlimmern.

Die feineren geistigen Genüsse erschöpfen — als Genüsse am Ende eben so sehr, wie die körperlichen; und nichts ist unbilliger und dem Erdenleben widersprechender, als zu verlangen, daß dem enfant gaté von Mikrokosmus die große Weltsonne ihre vollen Strahlen immer zusenden solle, ohne Zwischenspiel eines Mondes oder selbst einer Mondsfinsterniß, das zudem jene Sonnenstrahlen mildert und nur wohlthätiger macht. Gleichwohl finden sich, zumal in unserer Zeit, solcher Geisteshungriger und Schwelger mehr, als grobe, körperliche Epikuräer. Leztere gehören größtentheils den niedern Volksklassen an, während der feinere Epikuräismus, der Geist und Charakter entnervt, die Mehrzahl der sogenannten Vornehmen beherrscht und, so zu sagen, das Leben ihres Lebens ist.

Lerne überhaupt das menschliche Leben und die Aussendinge von einer gewissen Ferne betrachten, so, daß sie nur über und unter deinem feststehenden Ich herziehen, ohne dessen Schwerpunkt zu verrücken. Das heißt: stehe und lebe auf dieser Erden-

welt mit poetischem Sinne; dieser Sinn ist der beste Panzer gegen den gewaltsamen Andrang alles Aeußern. „Die Lebenspoesie, sagt Jean Paul, stellt den Menschen auf Berge, um welche das, was unten im wirklichen Leben als schwere Tropfen auffällt, oben nur als Staubregen spielt.“ Es gibt solche poetische und starke Seelen, die fast alle Ereignisse nur von jener milden Ferne und mit ruhigem Blicke betrachten; die, während sie selbst noch darunter leiden, doch zugleich frei darüber reflectiren und solchergestalt auch den widrigsten Dingen, weil die Ferne deren scharfe Ecken oder düstere Schatten verbirgt, eine freundliche oder comische Seite abzugewinnen wissen. Das sind dann die überall Gleichmüthigen und Heitern, die Glücklichen, die zu eigenen Unfällen lächeln und sagen können: ist's nur dieß? — So lächelte und ironisirte Friederich der Große nicht minder über eigenes Mißgeschick, wie über andere Menschen und deren Treiben. Und mit welcher heiteren Unbefangenheit charakterisirt nicht Lichtenberg seine mißgestaltete äußere Person in den Worten: „ihr Körper ist so beschaffen, daß ihn auch ein schlechter Zeichner im Dunkeln besser zeichnen würde; und stände es in ihrem Vermögen, ihn zu ändern, so würde sie manchen Theilen weniger Relief geben.“

Aber nur ein unmittelbar von der Natur ver=

liebener, poetischer Sinn, oder eine durch Grundsätze erworbene hohe Lebensphilosophie vermag soviel zu leisten. Hast du jene nicht, so suche dir dafür die leztere anzueignen. Und so wie du dir damit eine Waffe gegen Lebensstürme und Gewitter überhaupt erwerben wirst; so wird dir eben diese Waffe vorzüglich auch gegen die herumziehenden dunkeln Wolken der langen Weile dienen, und du wirst immer durch sie eine Oeffnung finden, aus welcher die strahlende Sonne hervorblizt.

Kannst du aber auch die trübe Wolke nicht verjagen, so wirst du es doch vermögen, auch über deine lange Weile mit eben dem freien und frohen Sinne, wie über andere Dinge, zu reflectiren. Und wenn du dann so über sie immer freier reflectirst und philosophirst, so verliert sich am Ende über deinem Denken das Gefühl; du philosophirst so die lange Weile wieder weg, und bist denkend thätig. —

Endlich müsse dein Ich und dessen Streben nicht die große Menschheit und deren Interessen verdrängen oder sich unterordnen wollen, sondern dein Ich soll vielmehr in die weite Menschheit aus- und überfließen. Das heißt: sey und betrachte dich immer nur als Theil eines Ganzen, als einen von den unzähligen Zweigen des Einen großen Menschheits-

Baumes, auf und mit welchem du selbst stehest und fällst.

Dann siehest du mit erweitertem Blick und Gefühl die Angelegenheiten der Andern, wie deine eigenen an, erkennst und achtest überall im Menschen das Menschliche und Göttliche, und findest Interesse an Allem, was Menschenspur zeigt, auf Menschen-Wohl und Wehe sich bezieht. Dieser Weltbürger-Sinn, diese Menschenliebe — das Centralfeuer, das aus der Ichsseele — nun als Weltseele nach allen Richtungen ausströmt — gibt dir dann überall zu fühlen, zu denken und zu handeln. Wie eng und arm an erquickendem Gefühle, thätiger Kraft und belohnenden Thaten erscheint dagegen die Ichs-affenliebe, der Egoismus — und der Kastengeist und die vornehme Menschen-Neutralität, die kaum ein paar Standesgenossen anzieht, allen andern Menschenkindern aber ihren abstoßenden Pol zukehrt! —

Soviel als Wehrmittellehre gegen das Andringen der langen Weile. Die weitere Ausführung darüber geben alle vorausgehenden Abschnitte zusammen. — Nun mögen wir zulezt die andere, nicht minder wichtige Frage prüfen und beantworten, die Frage: wie man die lange Weile am besten beschwichtige oder ertrage, wenn sie nun einmal da ist.

Zuvörderst lese und beherzige man noch einmal,

was in der Versöhnungslehre (Abschnitt VIII) über die Nützlichkeit der langen Weile, und bis jezt in dem gegenwärtigen Abschnitte über die freiere Ansicht des Lebens und der langen Weile überhaupt gesagt worden. Alles dieß ist ohne Zweifel keine unwirksame und auch keine heuchlerische Captatio benevolentiae, und mag zur Befreundung und Verträglichkeit mit dem einkehrenden Dämon vorbereitend gut dienen. Wir beschränken uns somit hier auf folgende noch wenige Bemerkungen und Rathschläge.

1. Ein Hauptsatz bleibt der: die lange Weile wird dir immer erträglicher seyn und werden, je weniger unerträglich du sie findest. Sey also nicht gleich ungeduldig, kämpfe nicht gleich unruhig und trotzig gegen sie an, wo es jezt doch nichts hilft. Nichts verstimmt leichter den Geist, nichts stumpft das innere Leben so schnell und gewaltig ab, als unruhiges, fruchtloses Widerstreben gegen unangenehme Lagen, deren Daseyn und Entfernung nun einmal von uns nicht abhängt. Und dieß ist am meisten der Fall, wenn wir dabei noch äußere Fassung behalten und ruhig scheinen wollen und sollen; wie es gerade bei der von Andern gegebenen langen Weile oft nothwendig wird.

Wie viel Kraft wird da nutzlos vergeudet, wie viel vom innern Lebensvorrathe durch Ungeduld ver-

zehrt, während oft die halbe Kraft hinreichte, um das Uebel zu ertragen — innerlich, wie äußerlich. Was von jedem Feinde gilt, gilt auch von dieser Art der langen Weile; für je unüberwindlicher du den Feind hältst, je mehr du dich gegen ihn aufrafsest und zusammennimmst, bevor es Zeit ist, desto furchtbarer wird er dir, desto schwerer wird es dir seyn, ihn kühn ins Gesicht zu fassen zu rechter Zeit und — zu schlagen.

2. Wenn du gelernt hast, gern bei dir daheim zu seyn — und wer, dem es um stilles, unabhängiges und dauerhaftes Lebensglück zu thun ist, sollte das nicht lernen —; wenn du in der Einsamkeit dich zu beschäftigen weißt mit den besten Dingen, so wird dich die lange Weile aus Einsamkeit nur selten plagen. Ueberfällt sie dich aber auch da bisweilen, wenn du nun gerade nichts zu thun weißt oder körperlich verstimmt oder durch zu lange Arbeit abgemattet bist, so beschäftige dich mit kleinen häuslichen Angelegenheiten, die einem ruhigen Sinne so manche leichtere Freuden darbieten; oder begib dich hinaus ins Freie, wo du nicht mehr allein bist, wo dich die ganze lebensvolle Natur empfängt und belebend anspricht. Hier und dort wird dich die einsame Langeweile gewiß nicht lange plagen, sobald nur dein Geist und Gefühl nicht stumpf, nicht

leer, nicht durch corruptes Weltleben bereits verdorben sind.

Phantasie, Meditation, Empfindsamkeit — diese Freudenblumen jedes bessern, über Weltillusionen erhabenen Menschen — werden deiner langen Weile die schönste Diversion machen, sie erweichen und zerschmelzen durch die Wärme des Busens — bis zum Uebergang in die lebendigsten Ideen und Gefühle. Dein höheres Seyn, Thun und Werden hängt ja nicht unmittelbar von der Aussenwelt und auch nicht von deinem Körper ab, sondern vom Bewußtseyn und Leben deines innersten freien Ichs. Dieses Bewußtseyn und unabhängige Leben des Ichs mache dir vor allem Andern klar, halte es forthin fest und hoch über der wogenden Welt. Damit wirst du dich jederzeit am besten gegen den niederdrückenden Schwarm düsterer Gefühle, Launen, körperlicher Unbehaglichkeiten aufrecht erhalten können, und das unmännliche Jammern über dergleichen körperliche Gefühle, und das passive Hingeben Mancher an solche Gefühle richtig würdigen. Nichts ist trauriger und demüthigender für den freien Menschengeist, als jener Glaube an unbedingt gebietende Einwirkung des Körpers bei dergleichen Gefühlen und Stimmungen. Viele haben ihn und überlassen sich sclavisch diesen Launen und Verstimmungen, eben weil sie sie für unabwendbare, absolut gebie-

tende Einflüsse halten. Aber anders denkt und verhält sich dabei Der, dem das Menschen-Ich in reiner Lichtgestalt aufgegangen ist und in eigener Brust einen festen Centralpunkt gewonnen hat. —

3. Oefter und unvermeidlicher mag dich die gesellschaftliche Langeweile überfallen und festhalten. Hier aber vergegenwärtige dir die Wahrheit (die oben näher entwickelt worden): daß wenn du von Andern lange Weile empfängst, du sie ihnen auch meistens zugleich gibst. Dieß mache dich am ersten tolerant gegen langweilige Unterhaltungen und Menschen.

Bedenke nebenbei, daß jeder Mensch, auch der geistesbeschränkte und ideenarme, und jede — auch die scheinbar uninteressanteste Unterhaltung doch einiges Belehrende, irgend eine nicht ganz uninteressante Seite darbietet, sobald du dir nur die Mühe gibst, diese bessere Seite zu suchen. Dein Geist muß hier nur nicht zu anspruchsvoll, zu delikat, zu sehr seinen gewohnten eigenen Gedankenreihen ergeben seyn.

Ein Gespräch macht dir oft anfangs nur deßhalb lange Weile, weil es nicht zu deiner gegenwärtigen Stimmung paßt. Wie kann aber diese von dem Andern immer errathen werden? Also entledige dich überhaupt fixer Stimmungen, wenn du in Gesellschaft gehst, entäußere dich wie der

Mann von wahrer Bildung und Welt, aller starren und eckigen Individualität, und trete mit einem freien und empfänglichen Geiste zu Andern hin. Dann braucht ihr Gespräch nicht ängstlich nach deiner Laune gewählt und abgemessen zu werden, wenn es dir gefallen soll; und du wirst dich leichter in fremde Stimmungen zu schicken oder dich doch allmählig in sie hinein zu schmeicheln lernen. Oft ist es ein dir ganz fremder Gegenstand, der dich eben deßhalb zuerst langweilt, aber vielleicht bald darauf dir um so größeres Interesse abgewinnt, indem er neue Ansichten eröffnet und deine Kenntnisse erweitert. Oder wenn dich auch einmal die Unterhaltung des Andern durchaus langweilt; nun so abstrahire von ihr, ziehe dich auf eine schickliche Weise von diesem Gespräch ab, und spreche mit Andern oder denke bessere Dinge für dich. Oder gebe dich auch bisweilen der langen Weile, als einer Pause der Thätigkeit, geduldig hin; dann zieht sie dir die thätige Kraft nicht aus, sondern spart und sammelt sie nur für einen passenden Zeitpunkt. Nebenbei geben die zufällig wechselnden Richtungen der Conversation schon an sich Erholung und spannen den zuvor angestrengten Geist wohlthätig ab; eben so, wie eine freie, den Reichthum der einfachen Natur darlegende Landschaft oder die Unregelmäßigkeit englischer Gärten den un=

verschrobenen Sinn besser anspricht, als die steife Gartenanlage im altfranzösischen Styl.

Manchem Immergeschäftigen, manchem heißhungrigen Gelehrten wird die Langeweile, als nothgedrungener Stillstand der Thätigkeit, am wohlthätigsten; und geflissentlich sollten dergleichen Nierastende bisweilen langweilige Gesellschaften aufsuchen, um sich ihr stark bewegtes Lebenstriebwerk auf einige Zeit hemmen zu lassen. So überließ sich der durch anhaltendes Denken erschöpfte Mendelsohn manchmal dem gewiß langweiligen Geschäfte, die Dachziegel auf seines Nachbars Hause zu zählen, um seine Denkkraft und seine gespannten Nerven wieder ausruhen zu lassen. Wenn dann auch eine solche Langeweile oder langweilige Unterhaltung während ihrer Dauer nicht behagt, wie dieß bei lebhaften Geistern auch nicht seyn kann; so wird doch nicht selten nachher das Heilsame ihrer dämpfenden, aufhaltenden Kraft um so mehr gefühlt. Hast du mit Mühe und Gähnen ein trockenes und weitschweifiges Buch durchlesen, so schlägst du es mit Freude zu und ein anderes mit größerer auf. Hast du eine langweilige Höflichkeitsvisite gemacht oder empfangen, so denkst du nachhin wieder so gern und so leicht zwischen deinen einsamen vier Pfählen.

4. Erforsche die gewöhnlicheren Veranlassungen deiner langen Weile; ob sie etwa einen verstimm-

ten Körperzustand, oder eine schwerfällige Verdauung, oder einen durch vereitelte Plane verstimmten Geist, oder den Mangel einer dir angemessenen Thätigkeit u. dgl. zum Grunde habe.

Oft findet nur eine dieser Ursachen Statt, oft wirken mehrere zusammen; näher war davon bereits im Abschnitte III. und auch im Abschnitte IV. die Rede. Auf diese Veranlassungen und ihre Abschneidung im Keime richte dann auch deine vorzügliche Aufmerksamkeit und Sorge. Ist z. B. dein körperlicher Organismus verstimmt, so helfen gar oft die feinsten geistigen Vergnügungen nichts gegen den Ueberdruß und die Langeweile, die dich überall verfolgen, weil dich überall hin dein kränklicher Körper begleitet. Ist dagegen dein Gemüth durch widrige Ereignisse niedergedrückt und findet hoffnungslos überall nur Leere, weil ihm eine starke Hoffnung zerronnen ist, die es bisher ganz erfüllt hatte; dann sind leibliche Genüsse oft Gift — und nur geistige Zerstreuungen, nur aufgeschlossene andere Ansichten und Hoffnungen erlösend. Aber schon dadurch, daß du überhaupt diesen und andern Ursachen deiner Verstimmung und Gemüthsleere nachspürst, erheiterst du dich einigermaßen wieder, und wirst reger und thätiger. Denn wer über seinen Kummer bereits nachdenken, und dessen Gründe sich

auseinanderlegen kann, ist bereits aus der Gefangenschaft desselben halb erlöst. —

5. Die Gewohnheit, überhaupt leicht von einer Lage in die andere, von einem Geschäfte oder Vergnügen zu einem andern überzugehen — diese dem weiblichen Geschlechte mehr, als dem männlichen, durch seine Natur schon erleichterte Gewohnheit trägt vornämlich auch zur Beschwichtigung jeder Art von langer Weile bei. Diese Gewohnheit ist es eigentlich, womit bald jedem Uebel und somit auch der langen Weile der Stachel genommen und die nöthige Diversion gemacht wird. Ist hier unsere Beschäftigung oder Freude gehemmt, nun so machen wir einer andern Luft, und schlüpfen geschmeidig vor dem andringenden Uebel vorbei oder darunter weg. Trotz, allzugroßer Ernst und Steifheit des Sinnes, Einförmigkeit und pedantische Regelmäßigkeit des Lebens wirken jener geschmeidigen Anpassung und Nachgiebigkeit gegen verschiedenerlei Lagen feindlich entgegen; am günstigsten aber sind ihr das leichte sanguinische Temperament, ein liberaler und zugleich resignirender Sinn, und der Wechsel des Schicksals selbst, wodurch jenes Temperament und dieser Sinn aufrecht erhalten werden. Dem Sanguiniker sprossen überall leichte Blumen der Freude; und der sanfte Resignationssinn, diese Hauptzierde und Stütze weiblicher Seelen, findet auf dem Lebenswege

der Freuden und Tröstungen doch immer mehr, als er zu hoffen wagte.

Durch solche und ähnliche Mittel wirst du dich nun mit der langen Weile am leichtesten befreunden und abfinden. Aber hüte dich zugleich, daß sie dir nie ganz gleichgültig werde und ihren Stachel an dir verliere, so daß sie dich nun gar nicht mehr zum Kampfe gegen sich herausforderte, oder du es zulezt selbst behaglich fändest, im Zustande der Leere und Unthätigkeit des Lebens zu beharren. Sonst sinkst du zum Stumpfsinne und müßigen Hinbrüten mehr und mehr herab, und bist dann weniger, wie der Wilde, dessen noch in der Wiege liegender Geist zwar nur erst wenige Bedürfnisse hat, der aber dafür mit desto schärferen Sinnen und rüstigerer Körper-Kraft und Gewandtheit das äußere Leben handhabet. Dein Geist ist dann im Grunde nicht besser, wie der des Wilden; deine Sinne und körperlichen Kräfte aber sind stumpfer, als die seinigen. Ein Mensch, dem die lange Weile so behaglich und zur Gewohnheit geworden, daß sie ihre stechende Wirkung, ihre schädliche, wie nützliche Seite an ihm verfehlt und verläugnet, versinkt in die Trägheit der Materie, aus welcher sein irdischer Theil besteht, und wird, während der winzige Geist mehr und mehr verstummt und zurücktritt, mehr und mehr blos Körper.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weber, Heinrich Benedikt von,

Ueber und gegen die Langeweile Zur Kunst und Kenntniß des Lebens

Tübingen 1826

Ph.pr. 1255 w
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042216-6